

Buchbesprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **64 (2007)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus

Magdalene Stoevesandt: Feinde – Gegner – Opfer. Zur Darstellung der Troianer in den Kampfszenen der *Ilias*. Basel 2005. 490 S.

In dieser Dissertation geht es um einen ersten systematischen Versuch, die beiden Kriegsparteien der *Ilias*, die Achaier und die Troianer, miteinander zu vergleichen, mit dem erklärten Ziel, ein differenzierteres und nuancierteres Bild speziell der Troianerdarstellung als jenes der früheren vereinzelt, unsystematischen und v.a. meistens statistisch nicht gesicherten Studien zu liefern.

Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass trotz aller Relevanz des Achilleus-Grolls für die *Ilias* die militärische Auseinandersetzung zwischen Achaiern und Troianern die eigentlich erzählte Geschichte sei, der Troia-Mythos allmählich im Laufe der Handlung gar ein Eigengewicht gewinne, wobei zu Recht betont wird, wie Hektors Tod und Troias Untergang eine Folge des innerachaischen Konfliktes seien. Im Kapitel zur «Forschungslage und Fragestellung» werden die verschiedenen Meinungen zur Position des Iliasdichters (ob «proachaisch», «protroianisch» oder «neutral») erörtert. Als Gegenstand der Untersuchung bieten sich exemplarisch die Schlachtschilderungen, die quantitativ (etwa zwei Drittel der *Ilias*), aber auch qualitativ (sie bestehen aus wiederkehrenden Bauelementen und bieten «eine Fülle von Einblicken in die Schicksale und Gefühle der Menschen») als repräsentativ anzusehen sind. Der Kern des Buches ist eine stringente Analyse der Kampfphasengestaltung, der Gestaltung der Einzelkämpfe, der Gleichnisse sowie der direkten Reden im Schlachtkontext, wobei das argumentative Verfahren stets durch Textpassagen unterstützt wird. Abgerundet wird das Ganze durch sechs Anhänge.

Auf die zentralen Fragen des Buches, ob die Troianer als minderwertige Kämpfer gegenüber den Achaiern auftreten, ob der Iliasdichter proachaisch oder neutral sei, schliesslich, ob sich die Troianer tatsächlich so viel von den Gegenkämpfern unterscheiden, gibt die Verf. folgende Antworten, die alle zu dem Gesamtbild beitragen: Die Erfolgsmomente der Achaier stehen meistens im Mittelpunkt, doch mit einer Technik, die treffend (und in Anlehnung an Latacz) «Kameraführung» genannt wird, wird die allgemeine Entwicklung des Kriegsgeschehens der ersten durch Achilleus' Unentbehrlichkeit geprägten drei Kampftage zugunsten der Troianer vermittelt, wobei in den Einzelkämpfen die achaischen Helden im besten Licht erscheinen; der Widerstandsgeist der Achaier ist insgesamt stärker; die Göttereingriffe sind für beide Kriegsparteien ungefähr gleich, doch die Achaier scheinen von ihnen weniger abhängig zu sein, können sogar ohne die Unterstützung der Götter gewinnen, während die Gunst der Götter sogar wichtige Siege der Troianer in Zweikämpfen relativiert; die Achaier erringen leicht häufiger als die Troianer Erfolge im Nahkampf, während die Troianer bei nicht unwichtigen Kampfgelegenheiten mehr dank äusserer Umstände siegen; bei den Äusserungen des Schmerzes bedienen sich die Troianer eines artikulierteren Wortschatzes; nur die Troianer erniedrigen sich selbst in Hikesie-Szenen; die Troianer erscheinen generell als naiver (nicht ohne rührende Noten) und neigen häufiger zur Selbstüberschätzung; die Achaier sind erfolgreicher bei der Beutegewinnung; sie zeigen ausserdem die Disziplin und Entschlossenheit einer wahren Kriegergemeinschaft, was die Troianer nicht sind, die ihrerseits die Feldherrenpflicht der Kampfparänese vermissen und ihre Solidarität v.a. bei der Bergung und Rächung verwundeter oder gefallener Kameraden erkennen lassen; in den sogenannten Nachrufen, biographischen Angaben zu sterbenden «Kleinen Kämpfern», sticht als wichtigstes Merkmal die Hilflosigkeit der Troianer hervor; in den Gleichnissen fällt besonders auf, dass die achaischen Helden auch beim Sterben mit Raubtieren, die sterbenden Troianer hingegen stets mit Opfertieren verglichen werden; die Kriegsschuldfrage steht für beide Parteien im Hintergrund; Achaier und Troianer besitzen generell denselben Wertekanon, und das Ehrgefühl ist für beide entscheidend.

Aus diesen Antworten zieht die Verf. eine Schlussfolgerung, der man angesichts der soliden Grundlage ihrer ausgewogenen Untersuchung nur zustimmen kann: Dass die Troianer, weit entfernt vom späteren Barbarenklischee, den Achaiern ebenbürtig seien, verhindert nicht, dass sie die oben

ausgeführten, gravierenden Unterschiede zeigen: u.a., dass die Troianerkoalition im Gegensatz zu den Achaiern keine linguistische und ethnische Einheit bildet. Die Schlussbemerkung, dass die ersten Zuhörer der Ilias, wahrscheinlich die in Kleinasien siedelnden Ionier, im Troianischen Krieg eine «Vorwegnahme und Rechtfertigung ihrer eigenen Landnahme im Zuge der Kolonisationsbewegung» sehen konnten, um somit ihre kulturelle Identität zu bewahren, leuchtet nicht weniger ein.

Das Buch bietet einen ersten entscheidenden Schritt in der Klärung der Frage nach dem Gewicht der Achaiern und der Troianer in der Ökonomie der Ilias und punktuelle Beobachtungen darüber, in welchem Licht die Feinde, die Troianer, gezeigt werden.

Andreas Bagordo

Hesiod I: Theogony, Works and Days, Testimonia. Edited and translated by Glenn W. Most. Loeb Classical Library, Cambridge, Mass./London 2006. LXXXII, 308 S.

Mit Glenn Mosts zweisprachiger Ausgabe der beiden grossen erhaltenen Epen Hesiods sowie einer umfangreichen Auswahl von Testimonien erfährt die Loeb Classical Library eine längst fällige und äusserst wertvolle Erweiterung. Hesiod war in der Reihe, deren Bedeutung vor allem für den anglophonen Sprachraum nicht zu unterschätzen ist, bis anhin nur in der Textsammlung von Evelyn-White (1914) zu greifen, einer Sammlung, welche die *Homerischen Hymnen* sowie *Homerica* miteinschloss.

Dieser erste Band der zweibändig konzipierten Hesiod-Ausgabe gliedert sich in eine ausgezeichnete Einführung zu Hesiod und “Hesiodic Poetry”, zu Rezeption und Einfluss Hesiodischer Dichtung, zu den wichtigsten Handschriften sowie den editorischen Prinzipien, nach denen dieser und der zweite Band, der *Aspis, Gynaikon Katalogos* und die weiteren Fragmente enthalten wird, konzipiert sind (xi–lxxv). Eine übersichtliche und konzise Bibliographie der grundlegenden Arbeiten in dem Feld beschliessen den einleitenden Teil.

Es folgen, basierend auf den kommentierten Ausgaben von M. L. West 1966 und 1978, die Texte von *Theogonie* und *Erga* mit rechtsseitiger Übertragung in sehr gute und zugängliche englische Prosa (3–153) und Testimonia (wiederum mit englischer Übersetzung; 155–281). Eine Testimonienkonkordanz, die M.s Zählung jener aus F. Jacobys *Theogonie*-Edition von 1930 gegenüberstellt, sowie ein Index beschliessen den Band (283–308).

M. geniesst das Privileg, seine früheren Beiträge zur Hesiod-Forschung in der Bibliographie nicht nennen zu müssen, für diesen hervorragenden Band aber aus ihrem Ideenreichtum schöpfen zu können.

Rebecca Lämmle

Martina Hirschberger: Gynaikōn Katalogos und Megalai Ēhoiai. Ein Kommentar zu den Fragmenten zweier hesiodischer Epen. K. G. Saur, München/Leipzig 2004. 511 S.

Martina Hirschbergers (H.) leicht überarbeitete Düsseldorfer Dissertation aus dem Jahr 2002/2003 ist der erste moderne Kommentar zu den Hesiodischen Katalogen und allein deshalb ein lobenswertes Unterfangen; dass das Buch mit grosser Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit besticht, macht es um so wertvoller. Umgekehrt proportional zu ihrer Bedeutung in der antiken Welt war bis vor wenigen Jahrzehnten der Umfang der erhaltenen Textfragmente (meist Zitate und Testimonien aus späteren Autoren) äusserst gering. Papyrusfunde des letzten Jahrhunderts nun gaben nicht nur Aufschluss über die Textkonstitution, sondern verstärkten zugleich den Eindruck der einstigen Bedeutung der Epen. Das Buch wird eröffnet durch die Gesamtbibliographie (9–20). Es folgt eine generelle Einleitung, welche die Zielsetzungen der Arbeit diskutiert und die Fragmentanordnung, Abweichungen von der grundlegenden und (dem Buch auch zugrundeliegenden) Edition von M(erkelbach)/W(est) (1967; 1990³) erläutert. Es folgt eine Diskussion der Titel der Epen sowie ihres Verhältnisses zueinander (26–30): Einer etablierten Meinung folgend, geht H. davon aus, dass es sich beim *G(ynaikōn) K(atalogos)* und den *Ēhoiai* um Titel ein und desselben Werkes handelt, bei den *M(egalai) Ē(hoiai)* dagegen um ein anderes Epos: Entsprechend gliedern sich Textteil (in den, anders als bei M/W, nur direkte Fragmente, sprich Papyrusfragmente und Verszitate, aufgenommen sind) und Kommentar nach *GK*, *MĒ* und Fragmenten ungewisser Zuweisung. Die Gesamteinleitung diskutiert weiter die

Funktion der ἠ οἴη Formel (30–31); Inhalt, Aufbau, Bucheinteilung, Verfasser, Entstehungszeit und Anordnung der Fragmente im *GK*, dessen Positionierung in der epischen Tradition, Genealogie und einige Erzählmotive (32–81); Inhalt und Aufbau, Verfasser und Entstehungszeit der *MĒ* sowie deren Position in der Gattungstradition (81–86). Es folgen Text und Kommentar (89–494). Sehr hilfreich ist im Kommentar die jeder Fragmentbesprechung hinzugefügte spezifische Bibliographie. Ein Index der Namen (499–506), Themen und Motive (506–508), Wörter (508) und schliesslich eine Konkordanz, welche die Fragmente bei M/W, Rzach (soweit bei M/W nicht aufgenommen) und «anderes» nach H.s Notation aufschlüsselt und ausserdem nicht berücksichtigte Fragmentzuweisungen anderer verzeichnet (509–511), bilden den Abschluss dieser verdienstvollen Arbeit. *Rebecca Lämmle*

Richard Hunter (Hg.): **The Hesiodic Catalogue of Women**. Constructions and Reconstructions. Cambridge University Press, Cambridge 2005. X, 349 S.

Was Robin Osborne im ersten Beitrag dieses Bandes über den Hesiodeischen *G(ynaikon) K(atalogos)* sagt, dass nämlich alles, was wir davon haben, “is shreds and tatters” (5), lässt es um so erfreulicher erscheinen, dass sich hier eine Reihe namhafter Gelehrter sowie einiger Nachwuchstalente versammelt hat, sich des *GK* und der *M(egalai) (E)hoiai* (vgl. den ausgezeichneten Überblick über die Fragmente im ersten der beiden Beiträge von G. B. D’Alessio, der die Diskussion um die Beziehung zwischen *GK* und *ME* und ihre bisweilen behauptete Identität um wichtige Argumente bereichert) anzunehmen.

Da sich die hier versammelten Autorinnen und Autoren dem *GK* auf sehr heterogene Weise und mit ebenso unterschiedlichen Interessen nähern, wäre man dankbar um eine Einführung, die den *state of the art* ausführlicher skizziert und die einzelnen Beiträge in der Forschungslandschaft verortet: Richard Hunters Einführung ist aber ausgesprochen kurz (1–4) und verzichtet ebenso auf Inhaltsangaben zu den Beiträgen wie auf eine Gliederung des Bandes in Sektionen: der Eindruck einer suboptimalen Leserführung lässt sich nicht wegreden. Freilich ist eine Logik hinter der Anordnung der Beiträge erkennbar: Die ersten drei thematisieren den *GK* als Gesamtkomposition: R. Osborne denkt über den doppelten Sinn von ‘Ordnung’ der Frauen und *narrative patterns* nach; J. S. Clay untermauert ihre in *Hesiod’s Cosmos* (2003) ausgeführte These von der Komplementarität Hesiodeischer Dichtungen; E. Irwin wiederum liest den *GK* vor der Folie des Symposions der archaischen Epoche; J. Haubold, I. Rutherford und E. Cingano widmen sich einzelnen Phänomenen oder Teilaspekten des *GK*: der Rolle des Herakles; Mestra und Erysichthon in Athen (Hes. fr. 43) sowie einem “catalogue within a catalogue”, jenem von Helenas Freiern (fr. 196–204). R. P. Martin und D’Alessio im genannten längeren seiner beiden Beiträge wenden sich generischen Fragen zu, D’Alessios zweiter Beitrag zur Rezeption genealogischer Dichtung bei Pindar und Bakchylides steht auf der Schwelle zwischen dieser und der abschliessenden und umfangreichsten ‘Sektion’, die sich der Rezeption des *GK* in der hellenistischen Dichtung und Poetik (R. Hunter; H. Asquith) sowie in der lateinischen Dichtung (Ph. Hardie) und speziell bei Ovid in den *Metamorphosen* (R. Fletcher) zuwendet. Eine ausführliche Bibliographie, ein *index locorum* und ein allgemeiner Index beschliessen den Band, der nach M. L. Wests grundlegenden Arbeiten und M. Hirschbergers Kommentar von 2004 (Besprechung siehe oben S. 227), der in den Beiträgen bedauerlicherweise nicht mehr berücksichtigt werden konnte, zu den Werken gehören wird, die es in der Diskussion um *GK* und *ME* zu konsultieren gilt. *Rebecca Lämmle*

Sophocles. Selected Fragmentary Plays, Volume I, with Introductions, Translations and Commentaries by A. H. Sommerstein, D. Fitzpatrick and T. Talbot. Aris and Phillips Classical Texts. Oxbow Books, Oxford 2006. XXXIX, 317 S.

In den letzten Jahren ist ein ungebrochenes Interesse an den fragmentarisch erhaltenen Texten der griechischen Dramatiker festzustellen (vgl. F. McHardy, J. Robson, D. Harvey, *Lost Dramas of Classical Athens*, Exeter 2005; vgl. dazu meine Rez. in dieser Zeitschr. S. 240). Die Hochkonjunktur der Fragmentforschung rührt in erster Linie natürlich daher, dass die *Tragicorum Graecorum Frag-*

menta inzwischen komplett vorliegen und auch die *Poetae Comici Graeci* beinahe abgeschlossen sind. Vorliegender Band ist ein Resultat einer Tagung, die von Alan Sommerstein im Sommer 2000 in Nottingham zum verlorenen Sophokles organisiert wurde. Die Vorträge liegen inzwischen unter dem Titel *Shards from Kolonos: Studies in Sophoclean Fragments* (Bari 2003) vor. Der vorliegende 1. Band enthält Kommentare zur *Hermione*, *Polyxene*, den *Syndeipnoi*, zu *Tereus*, *Troilos* und zur *Phaidra*. Ein zweiter Band wird derzeit vorbereitet.

In einer allgemeinen Einführung erfährt man alles Notwendige zu Sophokles' Leben und Laufbahn als Tragiker (nicht berücksichtigt werden die wichtigen Arbeiten C. W. Müllers zur Datierung und Zahl der Stücke und zum Todesdatum des Sophokles: C. W. Müller, *Kleine Schriften zur antiken Literatur und Geistesgeschichte*, Stuttgart/Leipzig 1999, 196ff. [zum Todesdatum], 249ff. [zur Zahl der Siege]; Zur Datierung des sophokleischen Ödipus, Mainz 1984). Didaktisch geschickt werden die Quellen bzw. Trägertexte der Fragmente unter Einbeziehung der Zeugnisse der Bildenden Kunst, denen die Autoren mit der gebotenen Vorsicht begegnen (XXI), aufgelistet. Schliesslich legen die Autoren auch Rechenschaft darüber ab, warum es sich lohnt, sich mit Fragmenten zu befassen, auch wenn wie aus der *Hermione* nur gerade 30 Wörter der Tragödie erhalten sind (XXII–XXVIII). Sie verweisen zu Recht darauf, dass gerade im Fall des Sophokles, von dessen umfangreichem Werk – die Autoren akzeptieren die in der *Suda* ihm zugeschriebene Zahl von 123 Stücken – nur sieben Tragödien erhalten geblieben sind, jede zusätzliche Materialbasis, mag sie auch noch so gering sein, willkommen ist und Beachtung verdient.

Die Kapitel, die den einzelnen Stücken gewidmet sind, bieten zunächst eine Zusammenstellung der Texte und Testimonien, eine Dokumentation des Mythos, der künstlerischen Zeugnisse und der wichtigsten wissenschaftlichen Werke. Ausführlich wird der Mythos, auf dem die Tragödie basiert, unter Einbeziehung aller relevanten Belege vorgestellt, bevor die Fragmente vor diesem Hintergrund analysiert werden. Dabei wird ein möglicher Aufbau des Stücks vorgeschlagen, die dramatische Technik und die Bauformen, die sich erkennen lassen, diskutiert. Den Fragmenten ist jeweils eine englische Übersetzung beigegeben, was bei Kommentaren von Fragmenten eigentlich immer im Sinne des Benutzers der Fall sein sollte. Die Kommentare enthalten wirklich alles zur Sprache, Metrik, Textkritik, zu den Realien und zum Inhalt, was aus den Texten herausgeholt werden kann. Die drei Autoren legen einen mustergültigen Kommentar vor, man erwartet mit Spannung den 2. Band.

Bernhard Zimmermann

Euripides: Elektra. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Hellmut Flashar. Verlag Antike, Frankfurt a.M. 2006. 84 S.

Während es auf englisch, italienisch oder französisch sehr gute und im Theater spielbare moderne Übersetzungen der griechischen Dramatiker gibt, ist dies im deutschsprachigen Raum bekanntermassen seit Wolfgang Schadewaldts Sophokles-Übersetzungen nicht der Fall. Vor allem eine neue Aischylos- und Euripides-Übersetzung, die im Sinne des «dokumentarischen Übersetzens» philologisch genau, dem griechischen Text verpflichtet, verständlich und rezitierbar ist, ist ein Desiderat, wie Theaterleute nicht müde werden, uns Philologen zu erinnern. H. Flashar legt mit seiner Übersetzung der Euripideischen *Elektra* ein Musterstück vor, wie solch eine moderne Übersetzung aussehen sollte: in rhythmisierter Sprache, die in den Chorliedern die Vielfalt der griechischen Versformen vermittelt, ohne sie sklavisch gegen den Duktus der deutschen Sprache nachzuahmen, und in einer Sprachform, die die poetisch-lyrische Dimension der Tragödie öffnet, ohne maniert oder antiquiert zu wirken. Die das handliche Bändlein beschliessenden Anmerkungen und das Nachwort mit einigen Literaturhinweisen geben einen gut lesbaren Einstieg in die Tragödie und die dramatische Kunst des Euripides.

Bernhard Zimmermann

Gary S. Meltzer: **Euripides and the Poetics of Nostalgia**. Cambridge University Press, Cambridge 2006. 266 S.

Das lange Zeit und in weiten Kreisen als ikonoklastisch, postmodern, rebellisch, sensationalistisch, skeptisch, zynisch etc. verschriene dramatische Schaffen des Euripides, der damit die attische Tragödie zu Grabe getragen habe, zeuge, so die provokative übergreifende These Gary Meltzers, von einer tiefen Sehnsucht nach Einfachheit und Klarheit, nach einer “lost voice of transcendent truth that would speak clearly to all” (1; ähnlich 223 et al.). Die eigentümliche Mischung messerscharfen Rationalisierens, von Skepsis und Nostalgie in Euripides’ Tragödien verleihe der im Athen des 5. Jh. vielerorts gehegten Sehnsucht nach einer einstigen «Einfachheit» besonders prägnanten Ausdruck, indem sie die unüberbrückbare Distanz zwischen mythischer Vergangenheit und der Gegenwart in unerbittlicher Weise zum Ausdruck bringe. Das titelgebende Konzept der *nostalgia* wird zunächst in ihren verschiedenen Manifestationsweisen im Euripideischen Drama erläutert (bes. 19–20), erweist sich dann aber als eine begriffliche Anleihe bei Jacques Derrida, dessen Arbeiten überhaupt das wichtigste theoretische Instrumentarium dieser Studie bereitstellen (vgl. z.B. die Relevanz des Phonozentrismus *passim*).

Eine Einleitung und ein erstes allgemeines Kapitel (“The ‘Just Voice’ and ‘Word of Truth’: Divine Revelation or Mythopoetic Construct?”) nehmen ihren Ausgang vom Bruderzwist um die Herrschaft über Theben zwischen P(olyneikes) und E(teokles) in Euripides’ *Phoenissae*, wo ersterer für den Glauben an den ungeschminkten und einfachen μῦθος τῆς ἀληθείας (469) einsteht, dem Eteokles mit abgeklärtem Zynismus begegnet (vgl. den Agon zwischen P und E in Anwesenheit ihrer Mutter Iokaste, vv. 443–587).

Die folgenden Kapitel 2 (“The ‘Just Voice’ as Paradigmatic Metaphor in the *Hippolytus*”), 3 (“The Body’s Cry for Justice in the *Hecuba*”), 4 (“The Voice of Apollo and the ‘Empire of Signs’ in the *Ion*”) und 5 (“Where *Is* the Glory of Troy? Heroic Fame in the *Helen*”) präsentieren detailierte Lektüren der jeweils im Titel genannten vier Tragödien, Lektüren, die der in der Einleitung sowie im ersten Kapitel entwickelten Hauptthese untergeordnet sind, wonach der “central agon” des Euripideischen Dramas in der Kontroverse über den Phonozentrismus zu verorten sei, die laut Derrida die Geschichte der abendländischen Philosophie dominiert habe.

Die Sehnsucht des zeitgenössischen Athen nach dem gesprochenen Wort, bei gleichzeitiger Einsicht in den eigenen Zynismus, in die eigene wissenschaftliche Abgeklärtheit, die Euripides in seinen Dramen ausdrücke, spreche – und hierin ist ein Hauptinteresse M.s zu sehen – zu unserer heutigen Zeit, zumal den USA. In den einzelnen Kapiteln wie besonders im kurzen Epilog arbeitet M. in einer interessanten und engagierten Weise, die allerdings nicht jedermann überzeugen dürfte, Parallelen zwischen Euripides’ Athen und dem gegenwärtigen Amerika heraus. Den Band beschließen ein allgemeiner und zwei Stellen-Indices. Die Tatsache, dass der “English Citation Index” wesentlich umfangreicher ist als jener, der über die Originalzitate Aufschluss gibt, mag begründen, warum sich bei der Lektüre dieses Buchs bisweilen eine Sehnsucht nach dem griechischen Wort einstellen könnte.

Rebecca Lämmle

Commedie di Aristofane. Volume secondo. A cura di Giuseppe Mastromarco e Piero Totaro. Classici Greci. UTET, Torino 2006. 709 S.

23 Jahre nach dem ersten Band der zweisprachigen Aristophanes-Ausgabe der Reihe Classici Greci liegt nun Bd. 2 vor, der die *Vögel*, *Lysistrate*, *Thesmophoriazusen* und *Frösche* enthält. Die Einleitung und Übersetzungen stammen wie im 1. Band von Mastromarco, die textkritischen und erklärenden Anmerkungen von Mastromarco und Totaro. Die Einführung ist ein kleines Glanzstück der Aristophanes-Forschung: die vier Komödien des «Übergangs» werden in den historisch-politischen und literarischen Kontext eingeordnet, die derzeitigen Forschungsrichtungen werden paradigmatisch an den einzelnen Komödien auf ihre Plausibilität überprüft. In der Nota critica (63ff.) diskutieren die Herausgeber vernünftigerweise nur die Stellen, an denen sie von den von ihnen zugrunde gelegten Standardausgaben abweichen (Dunbar für die *Vögel*, Henderson für *Lysistrate*, Prato für *Thesmophoriazusen* – Austin/Olson konnte nicht mehr berücksichtigt werden – und Dover für die *Frösche*). Der durchlaufende Kommentar zu den einzelnen Komödien bietet bei weitem mehr, als man von

einer zweisprachigen Ausgabe erwarten kann. Die «Realien» werden ebenso erklärt wie Details der Aufführung, die Prosopographie der namentlich verspotteten Personen findet ebenso Beachtung wie mythologische Anspielungen. Man kann nur hoffen, dass der abschliessende 3. Band nicht allzulange auf sich warten lässt.

Bernhard Zimmermann

James Robson: Humour, Obscenity and Aristophanes. Drama: Studien zum antiken Drama und zu seiner Rezeption, N. S., Bd. 1. Gunter Narr Verlag, Tübingen 2006. 215 S.

Mit diesem ersten Band der N. S. der Reihe *Drama* legt James Robson eine Studie zu einem Thema vor, dem seit Hendersons *Maculate Muse* (1975, 1991²) keine Monographie mehr gewidmet worden ist. Freilich verrät bereits der Titel der Studie, dass sie ihren Fokus nicht nur auf Obszönität, sondern – primär – auf das Phänomen des “humour” bei Aristophanes richtet. R.s Beobachtung, dass es einen “lack of research” spezifisch zum Obszönen gebe, der wohl auf die Wirksamkeit persistenter Tabus zurückgeführt werden könne, mag zutreffen, doch lässt sich sagen, dass auch er sein Vorhaben, einen Beitrag zu leisten “to redressing the balance by placing obscenity, its functions and effects at the centre of this discussion” (94), nicht im angekündigten Ausmass erfüllt. So befasst sich die vergleichsweise kurze Sektion “Obscenity” (70–94) primär mit Theorien des Komischen, was angesichts der Tatsache, dass Obszönität eine verbreitete Form von komischem Stimulus ist, zwar nicht unberechtigt ist, aber eher einem Theoriesegment der Humorforschung zudient.

Wie Jean Paul einst sagte, wollte das Lächerliche «von jeher nicht in die Definitionen der Philosophen gehen, ausgenommen unwillkürlich»; und um diese Tücke weiss auch R. In der ersten Sektion “Humour” (4–69) argumentiert er daher, dass es einen intuitiven Zugang zum Phänomen “humour” gebe; dass Texte, jenseits von aller Theorie, intuitiv als “humourous” klassifiziert werden können. Das ist gerade für die Arbeit an Texten aus einer Epoche, die uns in so fragmentarischer Weise überliefert ist, ein dankbares Konzept. Die Verse 696–699 im *Frieden* beispielsweise erscheinen fraglos komisch, wiewohl das Referenzobjekt der darin zu vermutenden Anspielung für uns im dunkeln bleibt (vgl. 4–5).

Leider ist Intuition, oder auch nur das intuitive Erfassen von “humour”, nicht einfacher zu definieren als “humour”. R. betreibt daher in Auseinandersetzung mit einer ungeheuren Menge an theoretischen Arbeiten einen äusserst grossen klassifikatorischen und konzeptuellen Aufwand, um ein Modell bereitzustellen, nach dessen Kriterien ein Text als “humourous” erkannt werden kann. Positiv hervorzuheben sind die relative Kürze der einzelnen Kapitel und überhaupt der Unterhaltungswert dieser Studie eines Forschers, der sich leidenschaftlich mit der Komik des Aristophanes auseinandergesetzt hat. Auch scheint es sinnvoll, dass Sektion C der Analyse einer zusammenhängenden Passage aus dem *Frieden* (V. 819–921) gewidmet ist, an der die vorher mühevoll erarbeiteten Modelle und Konzepte weiter geklärt werden können. Das Buch wird abgerundet von einem Appendix zu “Text and Rhythms of *Peace* 868–921”, Bibliographie, Stellenregister, “Subject Index” und einem Index griechischer Wörter und Phrasen (187–225).

Rebecca Lämmle

Fausto Montana: Interpretazioni antiche di Aristofane. Pleiadi. Studi sulla letteratura antica 3. Agorà Edizioni, Sarzana 2005. X, 272 S.

In den letzten Jahren ist ein ständig zunehmendes Interesse an antiker Philologiegeschichte, insbesondere an den Kommentaren der hellenistischen und späteren Gelehrten, festzustellen, das in einigen Sammelwerken einen wissenschaftlichen Niederschlag gefunden hat. Zu nennen sind besonders die *Commentaria et Lexica Graeca in Papyris reperta* (edd. G. Bastianini, M. Haslam, H. Maehler, F. Montanari, C. E. Römer) und speziell zu den antiken Komödienkommentaren S. Trojahn, *Die auf Papyri erhaltenen Kommentare zur alten Komödie* (München/Leipzig 2002; vgl. Rez. von G. Mastromarco, *Gnomon* 78, 2006, 486–490). Der vorliegende Band enthält drei umfangreiche Arbeiten zu Komödienscholien: Der Herausgeber, F. Montana, behandelt vor allem in Auseinandersetzung mit G. Zuntz’ einflussreicher Arbeit (*Die Aristophanes-Scholien der Papyri, Byzantion* 13, 1938, 631–690; 14, 1939, 545–614; Nachdruck Berlin 1975) und Trojahn die auf Papyri erhaltenen Scholien (1–53). Die einzelnen antiken Erklärungen werden unter gründlicher Einbeziehung

der Sekundärliteratur sowohl unter textkritischen als auch inhaltlichen Gesichtspunkten diskutiert. M. Lorenza Muzzolon kommentiert in analoger Weise die Aristarch zuweisbaren Fragmente (55–109). S. Perron schliesslich setzt sich am Beispiel der *Frösche* des Aristophanes mit antiken Erklärungen religiöser und kultischer Gegebenheiten auseinander (Dionysos-Kult, Eleusinische Mysterien). Der Band, der mit einer umfangreichen Bibliographie und Indices abgeschlossen wird, ist ein nützliches Hilfsmittel zur Rekonstruktion der antiken Philologiegeschichte und Rezeption der Aristophanischen Komödie in der Antike.

Bernhard Zimmermann

Annemarie Ambuehl: Kinder und junge Helden. Innovative Aspekte des Umgangs mit der literarischen Tradition bei Kallimachos. *Hellenistica Groningana* 9. Peeters, Groningen 2005. 457 S.

Die Verf. untersucht die Frage nach der poetischen Funktion des Motivs des Kindes im Kallimacheischen Werk anhand des jungen Theseus in der *Hekale*, des jugendlichen Herakles in der *Victoria Berenices*, der Eingangselegie von *Aitia* III, des Jünglings Teiresias und des Erysichthon jeweils im 5. und im 6. *Hymnos* (hinzu kommen die göttlichen Kinder in den *Hymnen* auf Zeus, Apollon, Artemis und Delos und im 12. *Iambos*). Der *Aitien*-Prolog wird ausserdem in seinem bisher vernachlässigten Aspekt der fiktiven Selbstdarstellung des Kallimachos als Kind und als Jüngling durchleuchtet. In einer substantiellen Einleitung werden die Forschungsfelder und -ansätze angedeutet, in denen sich diese breit angelegte Untersuchung bewegen will: der historische und ideologische Kontext, der Umgang mit der literarischen Tradition, die narratologischen und intertextuellen Strategien und nicht zuletzt die poetologische Dimension. Die Art und Weise, wie die Verf. die Schwachpunkte einflussreicher, vielleicht zu vorbehaltlos rezipierter Theorien hervorhebt, etwa jener von Bruno Snell, der von der etymologischen Verwandtschaft zwischen *παῖς* und *παίζειν* her eine Verbindung zwischen dem Kindlichen und dem Spielerischen herstellt, oder jener von Peter Bing, der im Motiv des Kindes den Schlüssel für die poetologische Interpretation vieler Kallimacheischer Passagen sieht, verdient wegen ihrer Vorsicht Anerkennung. Nicht unbegründet anspruchsvoll klingt auch ihr Versuch, eine «Grammatik der Anspielung» zu erstellen, ein Unternehmen, dessen Schwierigkeiten sie selbst erkennt, wenn sie die Eigenart Kallimacheischer Intertextualität einerseits in ihrer «Weiterführung gattungsspezifischer Motivtraditionen», andererseits aber auch in der «Integration gattungsfremder Merkmale» trefflich charakterisiert, ohne dabei zu vergessen, dass es gerade bei Kallimachos auch an intratextuellen Querbezügen nicht fehlt. Im Bereich der Erzähltechnik bietet ihr der fruchtbare Begriff «future reflexive» von Alessandro Barchiesi die Möglichkeit neuer Perspektiven. Ertragreich erweist sich der Vergleich zwischen der *Hekale* und der *Victoria Berenices*, in denen jeweils die verjüngten Theseus und Herakles erscheinen, wobei das erste Gedicht als ein poetologisches Paradigma für das verfeinerte Epos des Kallimachos, das zweite als Beispiel für die Adaptation der literarischen Tradition an die Kallimacheische Poetik gedeutet werden. Die verjüngten Teiresias und Erysichthon treten jeweils in den beiden «initiatorischen» Hymnen 5 und 6 hervor, in denen mit guten Argumenten eine «programmatische Abgrenzungsstrategie von Anhängern eines literarischen Stilideals» gesehen wird. Die unverkennbare religiöse Dimension wird nicht vergessen, wenn auch zu Recht nicht mit einem rituellen Hintergrund verbunden: Kallimachos' Dichtung beanspruche für sich eine mysterienartige Exklusivität. Ergiebig ist auch die intertextuelle Analyse der Hymnen, in denen göttliche Kinder erscheinen: schön gezeigt wird, wie sich dort eine «Rivalität mit konkurrierenden Texten» (hom. Hymnen, aber auch hom. Epen und Pindar) entwickelt, wie Kallimachos eine interaktive Beziehung innerhalb seiner Hymnensammlung wirken lässt. Der bei Kallimachos so wichtige Aitiologie-Begriff wird weniger in seinen lebensweltlichen Aspekten als auf einer rein innerliterarischen Ebene verwendet. Besonders aufschlussreich sind diesbezüglich ihre Beobachtungen über die Relevanz des Aition-Prinzips in der Selbstdarstellung des Kallimachos als Kind in den *Aitia*. Dass das Motiv des Kindes und des jungen Helden als eines der Leitbilder der Kallimacheischen Poetik zu betrachten sei, wird im ganzen, wohlargumentierten Buch – das sich auch manche theoriebedingte Verbosität verzeihen lässt – plausibel gemacht, und nach der Lektüre sind wir mit der Verf. gern bereit, die romantische Idee einer Poetik der «Kindlichkeit» zu verlassen, um dem reiferen Konzept einer «Selbstpositionierung des Dichters zwischen Tradition und Innovation» zu folgen. Spätestens

jetzt sind wir einer Sache sicher: Eine so ausgeklügelte und verschlagene Dichtung wie jene des Kallimachos kann nichts anderes als frühreife und altkluge Kinder tolerieren.

Andreas Bagordo

Lloyd-Jones, Hugh (Hg.): **Supplementum Supplementi Hellenistici**. Indices confecit M. Skempis.

Texte und Kommentare 26. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2005. XIV, 159 S.

Mehr als 20 Jahre sind vergangen, seit das *Supplementum Hellenisticum* (SH) 1983 veröffentlicht wurde. In der Zwischenzeit ist die Forschung nicht stillgestanden, was ein Supplement zum SH zu rechtfertigen scheint. Die 135 Seiten Textteil bringen aber nicht nur Neues (mit zehn Nummern hält sich der Neuzuwachs in Grenzen; dazu kommt noch Nr. 970), sondern dienen insbesondere dazu, das SH à jour zu bringen. So wird zumal der Teil «E. Addenda et corrigenda» aus SH (859–863) eingearbeitet und um zwischenzeitlich erschienene Sekundärliteratur erweitert. Das bedeutet gleichzeitig, dass das *Supplementum Supplementi Hellenistici* (SSH) nur im Verbund mit dem SH benutzt werden kann. Deshalb erstaunt es, dass unter «Addenda ad pp. XXVII–XXXI: Compendia» (XI–XIII) nicht nur mehrere Dubletten von Zeitschriftenabkürzungen zu finden sind, sondern dass bestehende Autorenabkürzungen sogar abgeändert wurden (z.B. «Gow-Page, Garland» nun neu als «Gow-Page, GP» oder «Pfeiffer, History» neu als «Pfeiffer, HCS»). Desgleichen sieht man nicht ein, weshalb alle «Addenda et corrigenda» aus dem SH übernommen sind, selbst wenn nichts Neues hinzugesetzt wird (z.B. Nr. 117). Und wie ist Nr. 738 zu verstehen? Es wird hier ein neues Epigramm abgedruckt, das von SH 738 verschieden ist: Ist vielleicht <738A> zu verstehen? Gerade in den Details steckt bekanntlich der Teufel. So auch hier: Nr. 14 werden zwei Konjekturen von Hermann angeführt, aber erst bei der zweiten die Quellenangabe geliefert (und gleichzeitig sein *Opusc.* zu *Op.* verkürzt). Dann taucht Nr. 18 Z. 22 die Variante « $\nu\alpha\mu\alpha\sigma\iota\pi\eta\gamma\omicron\varsigma$ alii» nicht mehr auf: ein Vergessen oder ein Zurückweisen? Und worauf zielt bei Nr. 33 der Hinweis «Meineke, *Anal. Alex.* 376»? Snell/Kannicht *TrGF* II (Nr. 562) werden zu *TGF* (allg. = Nauck!) zurückversetzt, und «Diels, *PPF*» (zu Nr. 775–846) oder Gutzwiller, *PG* 23 (Nr. 985) sucht man vergeblich im Compendium. Sodann wird man seitenweise fast nur mit Konkordanzen abgespeist (vgl. 6–9. 14. 21. 28. 72–78. 80–84). Uneinheitliches Zitieren bringt ebenfalls Verwirrung: z.B. wird Page, *FGE* mal nach Verszahl, mal nach Seitenzahl, mal nach Gedichtnummer, mal mit Erscheinungsjahr, mal ohne Autorenangabe zitiert (Nr. 494. 508. 983–984. 985). Schliesslich findet man den Hinweis «adn. 3: in textu Plutarchi {καὶ} ante τῆσδε inseruit Cobet (Nr. 1146)»: Werden Zusätze tatsächlich mit geschweifeter Klammer signalisiert? Man war bisher von Lloyd-Jones einen höheren Standard gewohnt: Schade, dass die grosse Arbeit, die dennoch hinter dem SSH steckt, unter solchen Nachlässigkeiten leidet.

Orlando Poltera

Stefan Radt (Hg.): **Strabons Geographika. Band 3: Buch IX–XIII**. Text und Übersetzung. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2004. 682 S.

Stefan Radt (Hg.): **Strabons Geographika. Band 4: Buch XIV–XVII**. Text und Übersetzung. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2005. 574 S.

Seit zwei Jahren liegt der Groninger Strabon vollständig vor, und an das unentbehrliche Arbeitsmittel haben sich Philologen wie Historiker und Archäologen gleichermassen schnell gewöhnt. Die Gewöhnung kommt hier aber auch einer wissenschaftlichen Verwöhnung gleich: Nicht nur hat Stefan Radt – im Gegensatz zu den stockenden französischen und italienischen Parallelunternehmen – alle Bücher der *Geographika* kritisch ediert und übersetzt, sondern die Ausgabe auch innerhalb von lediglich vier Jahren herausgebracht. Zu derart bewundernswerter Leistung ist nur fähig, wer grosse philologische Kompetenz und Erfahrung mit Zielbewusstheit und Selbstdisziplin zu verbinden versteht. Dem weit über Strabon hinaus verdienten Editor verdankt die altertumswissenschaftliche Gemeinschaft enorm viel.

Anlage und Vorzüge der Ausgabe sind in dieser Zeitschrift bereits vorgestellt worden (vgl. 60, 2003, 231; 61, 2004, 239f.); auch ist vom dort angekündigten Kommentar der erste Band inzwischen erschienen (2006). Dass der augusteische Kulturgeograph wieder vermehrt das Interesse

auf sich zieht, verwundert nicht. Während die Bücher IX und X die Geographie Griechenlands (Mittelgriechenland und die grossen Inseln) abrunden, widmet sich Strabon im dritten Werkteil der aussereuropäischen Oikumene, u.a. dem Kaukasus und den Regionen um das Kaspische Meer (XI), dem kleinasiatischen Binnenland (XII) sowie seinen westlichen und südlichen Küstengebieten (XIII und XIV). Auf den Ausgriff nach Indien und Persien (XV) folgen Syrien und der arabische Golf (XVI) mit der Endschleife in die bekannteren Gegenden von Ägypten und Libyen (XVII). Strabons *Geographika* bleiben, gerade auch für die antike Ethnographie, eine unerschöpfliche Quelle, welche Radt durch seine leserfreundliche und lebendig gestaltete Übersetzung auch dem Nichtspezialisten erschliesst. Ohne Zweifel haben – nach der Wiederentdeckung Strabons im 5. Jh. – die Schilderungen von weniger bekannten Gebieten, wie etwa dem Kaukasus oder den Regionen um das Kaspische Meer, die Wirkung auf Historiker und Gelehrte der justinianischen Zeit nicht verfehlt. So finden sich in den *Ethnika* des Stephanos die Verweise auf die Bücher XI und XII zuhauf; und bei Prokop deutet manches auf Anleihen bei den *Geographika*, so z.B. im grossen Exkurs über das Schwarze Meer und die anrainenden Länder und Völker (vgl. *Bella* 8,3,6). Der Groninger Strabon hat also alle Voraussetzungen, über die klassische Antike hinaus auch die Erforschung der byzantinischen Literatur neu zu befruchten.

Margarethe Billerbeck

Apollodor: Bibliothek. Götter- und Heldensagen. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Paul Dräger. Sammlung Tusculum. Artemis & Winkler, Düsseldorf/Zürich 2005. 904 S.

Obwohl die unter dem Namen des Grammatikers Apollodor laufende *Bibliothek* jedem Philologen ein Begriff ist und sich wohl jeder in Fragen der Mythologie einmal seiner bedient hat, fristet sie ein recht stiefmütterliches Dasein, was die textkritische Aufarbeitung, Übersetzung und Kommentierung anbelangt. Erst in jüngster Zeit nahm das Interesse an Apollodor wieder zu, was sich in verschiedenen Übersetzungen niederschlug (Carrière/Massonnie, Paris 1991; Scarpi/Ciani, Verona 1996; Hard, Oxford/New York 1997; Brodersen, Darmstadt 2004). Als Textgrundlage diente jedoch weiterhin Wagners Teubnerausgabe vom Jahr 1894 (Zweitauflage mit Addenda, 1926), die nicht befriedigen kann. Unter Einbezug von Papathomopoulos' Vorarbeiten zu seiner (bisher immer noch fehlenden) Neuausgabe (*Hellenika* 26, 1973, 18–40; *Varia philologica et papyrologica*, I, Jannina 1990, 55–77) und des textkritischen Apparates von Wagner legt D. einen griechischen Text vor, der «über einen Lese- und Kontrolltext hinaus als vorläufiger Ersatz einer kritischen Edition gelten kann» (891). Wie die 17 Seiten «Textkritik» (s.u.) zeigen, kehrt D. zu einem konservativen, von modernen Konjekturen und Korrekturen befreiten Text zurück. Die Probe der syntaktischen und inhaltlichen Richtigkeit wird mit der Übersetzung geliefert. Das Buch gliedert sich in Text und Übersetzung (10–334), ergänzt durch einen imposanten Anhang mit textkritischen Bemerkungen (339–356), eine Konkordanz mit der sich immer noch hartnäckig behauptenden, umständlichen Kapitelzählung aus dem 17. Jh. (357–364; zu letzterem s. 892), ausführliche Erläuterungen (377–690), ein erklärendes Verzeichnis der Eigennamen (691–816), hilfreiche Stammbäume (817–836), eine umfassende Einführung (837–895) und eine Bibliographie (897–904). Ganz offensichtlich will D. seine Ausgabe als Referenztext verstanden wissen, was aber den allgemeinen Anspruch der Tusculum-Reihe zu sprengen scheint. Überhaupt wird der nicht spezifisch fachinteressierte Leser des öfteren durch Verweise oder Abkürzungen etwas überfordert (z.B. mehrfacher Gebrauch von «scil.» in der deutschen Übersetzung; oder «Pherekydes 3 F 36» [401]; welcher philologisch nicht versierte Leser wird das ohne Umschweife auf Jacobys FGrHist beziehen können?). Neben einem möglichst authentischen Text strebt D. auch eine möglichst wortgetreue Übersetzung an (840). Dabei wird jedoch die Partikel δέ sklavisch mit «aber» übersetzt, was nicht nur falsch ist, sondern geradezu abschreckend wirkt (vgl. z.B. 2,124–126). Manchmal gibt es Widersprüche oder bleiben semantische Bezüge dunkel: «Als er [Herakles] aber Pluton um den Kerberos bat, trug ihm Pluton auf, ihn wegzuführen, wenn er ihn ohne die Waffen, die er habe, bezwinde. Der aber fand ihn usw.»: 1. Kann man jemandem «etwas auftragen», wenn man daran eine Bedingung knüpft? 2. Ist das Beziehungswort des Demonstrativums «Der» nicht natürlicherweise Kerberos anstatt, wie es sein müsste, Herakles? Hingegen sind die vielen Übertragungen der sprechenden Namen für den des Griechischen nur beschränkt Mächtigen sehr

hilfreich: So findet man z.B. 1,1 «Hekatoncheiren (‹Hundertarme›)» oder 2,136 «Kallinikos (‹des schön Siegenden›)» (rein etymologisch aber wohl kein verbales Rektionskompositum, sondern ein Bahuvrīhi, vgl. Risch, *Wortbildung der homerischen Sprache*, Berlin/New York 1974, 183–184, § 68b). Doch gerade im Zusammenhang mit Priamos/Podarkes (2,136) bleibt kurioserweise Podarkes (der Schnellfüssige) – ein wichtiges Epitheton von Achilleus (vgl. Hom. *Il.* 18,181)! – unübersetzt. Auch wird Zeus wohl nicht zufällig den Töchtern des *Melisseus* (keine «Übersetzung», weder im Text noch im Kommentar) übergeben worden sein, damit diese den Säugling aufziehen (1,5). Und auch Kampe (1,6) hätte eine Übertragung verdient. Trotz dieser Abstriche legt D. hier ein Werk vor, dessen Materialfülle jedem, der sich näher mit Apollodor befasst, sehr willkommen ist. Insgesamt handelt es sich aber mehr um ein Studienbuch denn um eine Übersetzung, das fachfremden deutschsprachigen Lesern den Zugang zu diesem mythologischen Werk öffnen wird.

Orlando Poltera

Ptolemaios' Handbuch der Geographie. Griechisch-Deutsch. Einleitung, Text und Übersetzung, Index. Herausgegeben von *Alfred Stückelberger* und *Gerd Graßhoff* unter Mitarbeit von *Florian Mittenhuber*, *Renate Burri*, *Klaus Geus*, *Gerhard Winkler*, *Susanne Ziegler*, *Judith Hindermann*, *Lutz Koch*, *Kurt Keller*. Schwabe Verlag, Basel 2006. 2 Teilbände, 1018 S., 1 CD-ROM.

Die letzte Gesamtausgabe der Ptolemäischen Geographie liegt mehr als 160 Jahre zurück. Neuere Texte enthalten nur einzelne Bücher, eine vollständige deutschsprachige Übersetzung fehlt. Die neue Edition bringt das antike Werk mit modernen editorischen Mitteln und mit Einbezug der jüngeren Forschung als Gesamtausgabe auf den neuesten Stand, und dazu gehört auch die Berücksichtigung des 1927 im Topkapı Sarayı Museum Istanbul entdeckten Codex Seragliensis GI 57 (hier mit Sigel K bezeichnet). Dessen Erschliessung (MH 60, 2003, S. 211–221) stellt allein schon ein wissenschaftlich anspruchsvolles Unternehmen dar; eine Faksimileausgabe ist deshalb geplant. Im Einklang mit Ptolemaios (z.B. 1,62) verfolgt die Neuausgabe das Ziel, die neuesten Forschungsergebnisse benutzerfreundlich darzustellen (7 und 31). Sie ist das Ergebnis der sorgfältigen Kollation aller verfügbaren Handschriften, die nach ihrer Bedeutung in drei Kategorien eingeteilt sind. In der ersten sind die codices primarii (Leithandschriften) zusammengefasst und bilden die Grundlage des Textes (33–34). Eine Variantendiskussion (39–45) sowie der textkritische Apparat, der auch die älteren Editionen einbezieht, erlauben den Nachvollzug der Textherstellung. Dieser steht (auch optisch) die Übersetzung gegenüber, die sich in erster Linie um eine «sachlich-funktionale Sprache» bemüht (35), daher Abweichungen vom Stil und teilweise vom Vokabular des antiken Autors in Kauf nimmt (vgl. die Bemerkung zum Titel 11 und 31). Sie stellt also eine Interpretation dar, die, wie (7 und 31) betont wird, für Diskussionen und neue Forschungen offenbleibt. Die erläuternden Anmerkungen sind allerdings ziemlich knapp gehalten, die Deutung antiker Ortsnamen selten genauer begründet, und fordern tatsächlich die Kritik heraus, aber es gilt, den mehrmals (z.B. 7, 32) angekündigten Ergänzungsband abzuwarten, der die gerade durch die Neuedition hervorgerufenen Probleme behandeln soll (z.B. Überlieferung, Quellen, Sprache und Stil, Messmethoden etc.). Dieser Hinweis erklärt auch, weshalb die vorliegende Ausgabe eine Einleitung enthält (9–47), die nur Informationen vermittelt, welche der historisch-literarischen Situierung und der Herstellung sowie der Handhabung des Textes und der Karten dienen. Die Karten sind mit grösster Sorgfalt und nach den Anleitungen des Ptolemaios, dafür mit modernsten kartographischen Methoden rekonstruiert, so dass der Leser wohl erstmals einen Gesamteindruck von Konstruktion und Darstellung sowohl der Weltkarte als auch der 26 Länderkarten erhält und sogleich zu deren Nutzung eingeladen wird. Diese wird durch die als Arbeitsinstrument beigeheftete CD-ROM sehr erleichtert. Es ist klar, dass eine so umfangreiche Arbeit nur im Team zu leisten war. Die (internationale) Liste der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Text und in Spezialdisziplinen (7–8) zeugt von der Vielfalt eines Unternehmens, das neben Philologie und Übersetzung Kodikologie, Restaurierung, Kartographie, Informatik und Sprachwissenschaft einbezog. Gerade diese Vielfalt der Bearbeitung steht einerseits für einen neuen Zugang zum Text und zu den Karten, andererseits auch für ein neues Interesse an der antiken Wissenschaft. Wurde Ptolemaios bisher vor allem wegen seines nachhaltig wirkenden Weltbildes beachtet, so gestattet die Gesamtausgabe nun einen Blick auf die Arbeitsmethode eines Gelehrten, der an die

8000 geographisch-topographische Angaben sammelte, verarbeitete und darüber nachdachte, wie die Welt aussah, in der er lebte. Dies nachzuvollziehen ist faszinierend. *Heinz E. Herzig*

Thomas Hidber: Herodians Darstellung der Kaisergeschichte nach Marc Aurel. Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft 29. Schwabe Verlag, Basel 2006. 310 S.

Nichts Geringeres als eine Neusichtung des Geschichtswerks des Herodian unternimmt Hidber (= H.) mit der erweiterten Fassung seiner Dissertation. Dass dies überaus lohnend ist, zeigt schon der erste der vier Hauptteile, in welchem H. die Gestalt des Verfassers Herodian und seine Rezeptionsgeschichte untersucht. Die älteren Hypothesen zu lokaler und sozialer Herkunft des Autors und zur Abfassungszeit des Werks werden sauber aufgezeigt und relativiert; H. macht seine Skepsis diesen Rekonstruktionen gegenüber plausibel. Dass die Herkunft des Verfassers für den Wert einzelner Notizen wirklich keine Rolle spiele (4), scheint mir hingegen fraglich. Nach der Behandlung der Rezeptionsgeschichte (30–71) und namentlich der gattungstheoretisch fundierten Zurückweisung des besonders im dt. Sprachraum beliebten «Geschichtsromans» (66) sowie einer Absage an die allzu optimistische Quellenforschung (62) analysiert H. im 2. Teil (72–123) das literarische Programm des Prooemiums. Dass dieses inhaltlich wie formal meist unterschätzt worden ist, kann er überzeugend demonstrieren. Der intertextuelle Umgang mit v.a. Thucydides und die Abgrenzung gegen zwei zeitgenössische Historikertypen, die H. herausarbeitet, lassen uns staunend Herodian als profilierten Autor erkennen, der beispielsweise die Neuartigkeit seines Programms mit der Neuartigkeit der zu beschreibenden Ereignisse erklärt. Mit narratologischen Mitteln (137) demonstriert H. im 3. Teil (124–187), dass (passend zum Prooemium) der erzählerische Schwerpunkt auf den Herrscherwechselvorgängen liegt, die hier also nicht als biographische Zäsuren, sondern als historisch bedeutsame Momente verstanden werden. Im 4. Teil (188–272) zeigt H. auf, wie die Beurteilung aller Kaiser auf Marc Aurel bezogen ist – bis hin zur totalen Umkehrung der Werte bei Elagabal (217ff.) – und so nicht zu einer platten Einteilung in gute und schlechte Herrscher führt (hervorragend die Fallstudien 246–257). Als origineller Deuter erweist sich Herodian etwa auch darin, dass – anders als bei Dio – neben der Sophrosyne als wichtigster Herrschertugend die Pietas der Kaiser und damit die Götter kaum eine Rolle spielen. (Dass dazu passe, dass die Christen unerwähnt bleiben [243], scheint mir allerdings zu modern gedacht – das Christentum hatte damals wohl kaum einen Bekanntheitsgrad, der eine Erwähnung in einem Buch dieses Umfangs und dieser Zielsetzung erwarten lässt.) Mit überzeugenden generellen wie Detailbeobachtungen kann H. aufzeigen, dass Herodian kein planlos oder «romanhaft» erzählender Autor ist, sondern ein Historiker von ganz eigenem Gepräge und Reiz.

Samuel Zinsli

Sozomène: Histoire ecclésiastique. Livres V–VI. Texte grec de l'édition *J. Bidez – G. C. Hansen.*

Introduction et annotation par *Guy Sabbah.* Traduction par *A.-J. Festugière et B. Grillet.* SC 495. Les Editions du Cerf, Paris 2005. III, 489 p.

La période embrassée par ces deux livres s'étend du dernier Constantinide, Julien (novembre 361–26 juin 363), aux premiers Valentiniens, les deux frères Valentinien I^{er} (26 février 364–17 novembre 375) et Valens (28 mars 364–9 août 378), en passant par l'éphémère Jovien (27 juin 363–17 février 364). Orchestration habile d'un Nicéen convaincu, ces pages dépeignent, dans une perspective providentialiste, la mort et le châtement de deux persécuteurs, le premier païen, Julien, le second arien, Valens. Le livre 5 est centré sur la politique religieuse de Julien en sa qualité d'Auguste. Dans l'esprit de Sozomène, le plus grand danger que Julien, homme de haute culture, fit courir au christianisme réside dans la séduction intellectuelle que le prince était à même d'exercer sur les chrétiens sensibles aux dimensions culturelles et éthiques de l'hellénisme. L'auteur noircit le portrait de l'empereur. Par exemple, si le prince n'a pas produit de martyrs en quantité, ce n'est pas par longanimité, mais par calcul, dans la crainte de renforcer le christianisme en lui offrant des victimes (5,4,6f.; 5,20,3; 6,6,6). L'orgueilleuse tentative avortée de reconstruire le Temple de Jérusalem fut immédiatement sanctionnée par la défaite et la mort du souverain sacrilège. Julien, en se positionnant à l'extérieur du christianisme, s'érige en adversaire de Dieu lui-même et subit le triomphe de la Croix. La majeure partie du livre 6 est consacrée à la persécution des orthodoxes en Orient par Valens. Les moines, qui

bénéficiaient d'un ascendant considérable sur les foules, en furent les principales victimes. L'historien ecclésiastique, qui se distingue aussi par une veine de conteur, ne se soumet pas à une chronologie serrée, mais manifeste le souci d'une documentation authentique. – L'élégance et la précision de la traduction sont rehaussées par la richesse et la limpidité de l'introduction et du commentaire.

Philippe Bruggisser

Théodoret de Cyr: Histoire ecclésiastique. Tome I: **Livres I–II.** Texte grec de *L. Parmentier* et *G. C. Hansen* avec annotation par *J. Bouffartigue*. Introduction *Annick Martin*. Traduction *Pierre Canivet*. Revue et annotée par *Jean Bouffartigue, Annick Martin, Luce Piétri* et *Françoise Thelamon*. SC 501. Les Editions du Cerf, Paris 2006.

Né vraisemblablement en 393, Théodoret devait à sa ville d'Antioche et à sa famille de souche syrienne de pratiquer le syriaque aussi bien que le grec. Moine devenu en 423 évêque et évergète de Cyr, ce continuateur d'Eusèbe de Césarée, conçoit, entre 444 et 449, une histoire ecclésiastique, du concile de Nicée (325) à la veille de celui d'Ephèse (431), qui fasse office d'antidote contre l'arianisme. Historiographie et hagiographie s'y mêlent étroitement. L'évêque cherche à inculquer à ses lecteurs le respect de l'autorité divine incarnée par les héros de l'orthodoxie. Les règnes des empereurs, de Constantin à Théodose II, rythment l'ordonnance des cinq livres. L'histoire politique, réduite à sa plus simple expression, sert à mettre en valeur l'histoire religieuse, elle-même champ d'intervention de la providence. La perspective est providentialiste: l'empereur pieux, orthodoxe s'entend, est récompensé, l'empereur impie, païen ou arien, est châtié. Garantir l'orthodoxie est le propre du souverain, soumis à l'Eglise. Cultivant un langage hérésiologique, l'œuvre offre un triple visage: apologétique, au service de l'orthodoxie de son auteur; polémique, en guerre contre la «folie» d'Arius et de ses partisans, ennemis de l'intérieur, et homilétique, pour l'édification des lecteurs. L'auteur n'ignore pas les grandes figures de l'Eglise occidentale: Libère et Ambroise appartiennent à la race des évêques dont la liberté de parole – la *παρρησία* – permet de résister au pouvoir civil. Théodoret a été traduit dès l'Antiquité, de façon partielle, dans la version latine de l'Histoire tripartite de Cassiodore/Epiphane au VI^e s. – Il est intéressant de comparer, à propos des marques de vénération que suscitent statue et tombeau de Constantin, la précision de Philostorge (2,17), dénonçant sacrifices, illuminations, encensements, prières et supplications pour détourner les puissances malfaisantes, à la discrétion de Théodoret (1,34,3), qui garde le silence sur des pratiques suspectes qui risqueraient d'éclabousser la figure d'un Constantin chrétien stylisé en champion de l'orthodoxie. – L'annotation est précise et éclairante, la traduction fidèle et élégante. Un ouvrage d'une très belle facture, dont le lecteur attend impatiemment la suite!

Philippe Bruggisser

Claude Calame: Masques d'autorité. Fiction et pragmatique dans la poétique grecque antique. Collection L'Âne d'Or. Les Belles Lettres, Paris 2005. 336 p.

Cet ouvrage offre au lecteur une réélaboration complète d'études existantes, réunies dans le but de présenter un parcours à travers les aspects fictionnels et pragmatiques de la mise en scène énonciative de la voix poétique et de son autorité. L'étude est construite en trois parties, précédées d'une introduction posant le cadre théorique. La question de la double référence spatio-temporelle intra- et extradiscursive introduit la notion d'«instance d'énonciation», point central de la réflexion, autour duquel gravitent plusieurs thématiques connexes. Un éclairage sur le *je* «lyrique» permet de revenir sur la notion foucauldienne de «fonction-auteur» et de fournir une illustration des stratégies de délégation de la voix autoriale. La substance sémantique (pouvoir fictionnel générant un savoir) et le profil énonciatif (effets pragmatiques dans le contexte extradiscursif) de l'instance d'énonciation apparaissent alors comme le masque de l'auteur biographique et de la «fonction-auteur», tout en lui garantissant son autorité discursive. Dans ce cadre, ce sont ensuite les questions de l'intertextualité et du genre littéraire qui sont discutées de manière critique (dérives textualistes issues du structuralisme pour l'une et typologie trop universalisante pour l'autre). D'une manière générale, la cohérence du point de vue adopté par l'auteur permet, dans le prolongement du *Récit en Grèce ancienne*, d'avancer de nouveaux arguments dans le débat herméneutique actuel autour des textes antiques.

La première partie réunit quatre études où les textes sont envisagés sous l'angle des différentes stratégies intradiscursives permettant de déterminer la fonction extradiscursive que l'instance d'énonciation donne à sa composition poétique. L'analyse en parallèle de la cohérence sémantique (isotopies) et de la situation d'énonciation (temps verbaux, déictiques, pronoms personnels) permet de dégager dans les *Hymnes homériques* la relation médiatisée par un chant à caractère rituel entre un locuteur-aède et une divinité dans le cadre d'un contrat de réciprocité, où la production poétique intervient comme offrande en contrepartie de la requête exprimée dans le poème. Dans les *Travaux* d'Hésiode, le prologue est mobilisé pour expliciter le lien qu'il entretient avec la suite du poème. Dans ce cas, la relation entre le locuteur, son interlocuteur et le poème se caractérise par un mouvement d'oscillation entre le général (établissement de la justice de Zeus dans un contexte social déterminé) et le particulier (conflit entre le locuteur et l'allocuté). Les parties narratives (récit de Pandore, opposé à sa version dans la *Théogonie*) s'intègrent ainsi par leur fonction discursive dans la logique sémantique définie dans le prélude. Chez Sappho (fr. 16 Voigt), l'orientation spécifique et originale du récit du rapt d'Hélène à Troie fonctionne dans le cadre d'une logique argumentative, où la situation d'énonciation finit par endosser le statut de paradigme que d'aucuns attribuaient au récit «mythique». L'attention se porte sur le jeu d'échos et de glissements sur les positions actantielles qu'occupent tour à tour le locuteur (Sappho?), l'allocuté (Anactoria) et la figure narrative mobilisée (Hélène). A la fois sujet et objet du désir, cette dernière occupe une position de pivot entre les contextes intra- et extradiscursifs. L'*Hymne à Apollon* de Callimaque clôt la première partie en écho au premier chapitre et en contraste avec les trois exemples précédents: la superposition du temps de la narration et du temps de l'énonciation permet au narrateur d'uniformiser les versions antérieures du récit de fondation de Cyrène, dans le cadre d'un manifeste littéraire où le poète réoriente les règles du genre au moyen d'un jeu purement fictionnel qui le fait apparaître comme un maître de cérémonie musicale.

La deuxième partie envisage trois cas de productions symboliques plus complexes au niveau du repérage de la fonction autoriale et ayant trait à d'autres codes que celui du langage articulé. Une coupe à figure rouge du peintre Douris fournit l'exemple d'un objet mettant en scène un microrécit inséré dans un contexte (leçon de «musique») et renvoyant au contexte «extradiscursif» de réception de l'objet (banquet). Dans ce cas, il s'agit moins d'identifier le masque de l'auteur que de démasquer le destinataire. L'*Œdipe-Roi* de Sophocle et la comédie d'Aristophane (abordée sous l'angle du phénomène de mise à distance qui lui est propre) permettent d'interroger les masques (mais aussi les costumes et accessoires) tragique et comique, comme instruments permettant de renforcer la diffraction d'une «instance d'énonciation» déléguée aux acteurs, de rendre possible un face-à-face avec le public et ainsi de lui renvoyer une image de lui-même.

La troisième partie est consacrée à trois exemples de construction de l'autorité poétique autour du savoir dont dispose le locuteur. Le traité hippocratique *Airs, Eaux, Lieux* donne l'occasion de montrer comment la voix autoriale construit l'espace du monde habité tout en s'y situant, pour en faire une représentation du monde et de ses habitants marquée par un «racisme» non-unilatéral. La cosmologie orphique transmise par le *Papyrus de Derveni* offre l'exemple de la mise en scène du savoir du locuteur à travers l'autorité de son discours exégétique. Présentant une bonne mise au point méthodologique (299–300), le dernier chapitre analyse le cas extrême de l'*Idylle* I de Théocrite, où la voix autoriale se cache derrière des figures poétiques intradiscursives, dans un monde bucolique recréé par une fiction fermée sur elle-même.

Frank Müller

Claude Calame: Pratiques poétiques de la mémoire. Représentations de l'espace-temps en Grèce ancienne. Texte à l'Appui / Histoire Classique. La Découverte, Paris 2006. 322 p.

Réflexion théorique sur la mise en discours du passé dans l'Antiquité et dans l'hypermodernité, illustration de cette réflexion à travers des exemples tirés de la littérature grecque antique comme autant de manières de revisiter de manière critique quatre paradigmes herméneutiques de la deuxième moitié du XX^e siècle, l'ouvrage a pour ambition de proposer une précision et un renversement de perspective par rapport au modèle de la *mimésis* proposé par P. Ricœur, lui-même tributaire de la phénoménologie heideggerienne (chapitre 1). Axant son analyse sur les dimensions

énonciative et pragmatique inhérentes à toute mise en discours, l'auteur explore la manière dont les manifestations symboliques qui nous sont parvenues sous la forme de textes organisent de manière polysémique le temps et l'espace, en montrant comment la mémoire se constitue en une identité dans l'interdépendance entre les plans intra- et extradiscursif. La tension entre la représentation présente du passé vers un futur proche est ainsi indissociable d'un repérage spatial, dans l'optique d'une visée pratique et dans un contexte sociopolitique donné. Dans le cadre des productions symboliques analysées, la temporalité (linéaire et circulaire) et la spatialité de la performance rituelle propre à ces productions se superpose à la construction narrative du passé, également configurée au niveau spatio-temporel, avec les procédures schématiques et les effets fictionnels qu'implique toute mise en discours. Ce sont des procédures et des effets du même type que l'on retrouve dans les mises en discours issues du travail de tout historien, de l'historiographie antique jusqu'à nous. Orientée sur la dimension spatio-temporelle de manifestations symboliques et de pratiques significatives, l'anthropologie culturelle constitue dès lors un répondant adapté au travail de l'historiographe. Et l'auteur de faire le plaidoyer pour une collaboration entre les deux disciplines. L'ouvrage peut ainsi se présenter comme «une tentative de traduction transculturelle, à travers la distance temporelle et spatiale, de conceptions et configurations poétiques et pratiques du temps et de l'espace» (73), et offre ainsi au lecteur une synthèse et une mise en perspective stimulante des travaux antérieurs de son auteur.

Le chapitre 2 revisite le «mythe des races» dans les *Travaux* d'Hésiode, en le réinsérant en tant que «récit» (*lógos*) dans le contexte narratif de l'œuvre, critiquant ainsi l'isolement que l'approche structuraliste lui avait fait subir. La critique porte également sur le terme de «race», auquel l'auteur préfère celui de «famille», ou d'«âge» (*géne*). L'analyse des logiques narrative et énonciative ainsi que des structures spatio-temporelles construites par le discours montre comment la voix didactique du poète tente d'orienter un futur soumis aux fluctuations de la vie mortelle dans le sens d'une justice garantie par une certaine représentation du passé de l'humanité. Une comparaison avec un épisode de l'*Ancien Testament* permet de souligner les différences d'orientation énonciative et spatio-temporelle entre un récit mimétique à visée téléologique et la construction hésiodique du récit de la succession des générations humaines. Dans le chapitre 3, la figure de Thésée, telle qu'elle apparaît dans le *Dithyrambe* 17 de Bacchylide, constitue l'occasion d'examiner les relations sociales de sexe à la lumière des représentations spatio-temporelles configurées par le poème. L'auteur met en évidence le caractère paradoxal de la situation d'énonciation ainsi que des relations de genre au niveau intradiscursif: dans le cadre d'un rituel consacré à la divinité garantissant le pouvoir maritime d'Athènes, un chœur féminin orchestré par un poète masculin chante l'épiphanie marine du héros national féminisé. La comparaison avec des pratiques symboliques «exotiques» ainsi que les représentations iconographiques d'autochtonie permet de dégager un processus d'*anthropopoiésis* où la dimension métaphorique rétablit un déséquilibre au niveau de la répartition des rôles de genre, au départ asymétrique. Le chapitre 4 est consacré à l'analyse de l'architecture spatio-temporelle configurée par un texte épigraphique, le *Serment des fondateurs*, sur lequel figure un décret se référant à l'acte de fondation de la colonie de Cyrène. C'est ici l'occasion d'observer comment une identité communautaire se construit de manière dynamique, contrairement à la conception figée qu'en donnait l'approche issue du nouvel idéalisme philosophique. Une double lecture de la configuration spatio-temporelle intradiscursive et extradiscursive dégage une tension mémoriale entre un passé fondateur oraculaire et la réaffirmation rituelle au présent de l'acte de fondation que ce passé soutient. Cette configuration est brièvement comparée aux autres versions du récit de la fondation de Cyrène présentes chez Hérodote, Pindare et Callimaque. La lamelle d'or d'Hipponion, à laquelle le chapitre 5 est consacré, présente une configuration spatio-temporelle assurant un futur individuel au défunt dans un cadre collectif, à travers un commentaire performatif du rituel auquel la lamelle se réfère. Cet exemple donne l'occasion à l'auteur de faire une mise au point critique par rapport au courant néomystique, à l'origine de nombreuses études sur les lamelles d'or dites «orphico-dionysiaques». Le détour par la comparaison avec des lamelles de provenance différente ainsi qu'avec l'iconographie apulienne conduit à écarter la figure d'Orphée au profit de celle de Bacchos. L'analyse discursive de la lamelle rejette l'idée d'une transmigration des âmes, en dégageant un parcours eschatologique ritualisé,

exprimé poétiquement, analogue au schéma présent dans les rites de passage, et dont l'orientation énonciative et spatio-temporelle ainsi que le caractère performatif permettent d'actualiser la tension entre le passé de l'initié et sa future intégration à une communauté immortelle, sous l'égide de la figure omniprésente de Mnémosyné.

Une brève conclusion met en perspective la conception dynamique de la mémoire et du temps dans sa spatialité chez les anciens Grecs avec le paradigme (post-)moderne de l'histoire, qui prend le présent immédiat comme point de référence. Il en ressort la thèse que l'être humain n'a de cesse de construire son identité dans des configurations spatio-temporelles soumises à un éternel changement, un régime auquel est également soumis l'institution académique et ses modèles théoriques.

Frank Müller

Fiona McHardy/James Robson/David Harvey (Hgg.): **Lost Dramas of Classical Athens**. Greek Tragic Fragments. University of Exeter Press, Exeter 2005. VII, 248 S.

Nachdem die *Tragicorum Graecorum Fragmenta* nach dem Erscheinen von R. Kannichs Edition der Euripides-Fragmente (2 Bde., 2004) komplett und die von R. Kassel und C. Austin herausgegebenen *Poetae Comici Graeci* bis auf die erhaltenen Werke des Aristophanes und die auf Papyri gefundenen Menander-Stücke fast vollständig vorliegen, ist, wie nicht anders zu erwarten, das Interesse an den fragmentarischen griechischen Dramatikern auf einem Höhepunkt angelangt, wie ein Blick in einschlägige Bibliographien deutlich macht. Vorliegender Band vereint eine Reihe von Überblicks- und Spezialuntersuchungen zu den Tragiker-Fragmenten – die Arbeiten von J. Robson ("Aristophanes on How to write Tragedy", 173–188) und D. Wiles ("HY]Ψ[IPYLE: a Version for the Stage", 189–207) fallen etwas aus dem Rahmen. Besonders herauszuheben sind die einleitenden Beiträge zur Forschungsgeschichte von R. Kassel ("Fragments and their Collectors", 7–20) und D. Harvey ("Tragic Thraumatology: the Study of the Fragments of Greek Tragedy in the Nineteenth and Twentieth Centuries", 21–48) sowie Chr. Collards Darstellung der Euripideischen fragmentarischen Stücke (49–62).

Bernhard Zimmermann

Guido Paduano: **Il teatro antico**. Guida alle opere. Biblioteca Universale Laterza 576. Editori Laterza, Roma/Bari 2005. VII, 358 S.

Darstellungen des antiken Dramas, die für ein allgemeines, am Theater interessiertes Publikum geschrieben sind, sind zahlreich auf dem Buchmarkt vertreten. Die Besonderheit von Paduanos Einführung in alle erhaltenen Werke der griechischen und römischen Dramatiker besteht darin, dass er das antike Theater als Einheit behandelt und dadurch einen Vergleich z.B. zwischen Terenz und Menander oder Seneca und Euripides ermöglicht. Etwas zu kurz kommt die Hintergrundinformation zum griechisch-römischen Drama, wie die Ursprungsdiskussion, der institutionelle Hintergrund, der kultische Kontext der Aufführungen etc., die wissenschaftliche Diskussion wird fast völlig ausgeblendet.

Bernhard Zimmermann

Enrico Medda/Maria Serena Mirto/Maria Pia Pattoni (Hgg.): **ΚΩΜΩΔΙΟΤΡΑΓΩΔΙΑ**. Intersezioni del tragico e del comico nel teatro del V secolo a.C. Atti delle giornate di studio, Pisa, Scuola Normale Superiore, 24–25 giugno 2005. Seminari e Convegni 6. Edizioni della Normale, Pisa 2006. XI, 354.

Dieser Band versammelt die Akten einer Tagung gleichen Titels, die im Sommer 2005 in Pisa stattgefunden hat – die 13 Beiträge sind den «fenomeni di contatto e ibridazione fra il teatro tragico e quello comico» (vii) des 5. vorchristlichen Jahrhunderts gewidmet. Der Klappentext formuliert brisante Fragestellungen und verspricht damit ebensoviel wie die Reihe namhafter italienischer wie ausländischer Forscherinnen und Forscher, deren sehr unterschiedliche kritische Zugänge in einen fruchtbaren Dialog gebracht werden sollten. Als problematisch für die Handhabung des Bandes stellt sich aber heraus, dass wenig dafür getan worden ist, die Dynamik dieses Dialogs für die Leserschaft sichtbar werden zu lassen. Das ausserordentlich knapp und allgemein gehaltene Vorwort von Medda, Mirto und Pattoni bindet die einzelnen Aufsätze nicht ein, Querverweise innerhalb des Bandes fehlen, das Anordnungsprinzip der Beiträge, die alphabetische Abfolge der Namen ihrer

Verfasser, ist wenig aussagekräftig. Geboten wird demnach eine Aneinanderreihung von teilweise äusserst interessanten Arbeiten zu verschiedenen Fragestellungen, die stets Tragödie und Komödie, bisweilen auch das Satyrspiel des 5. Jh. involvieren.

Basta-Donzelli argumentiert gegen eine komische Lektüre der Kadmos-Teiresias-Szene in Euripides' *Bakchen*; Battezzato weist F adesp. 646a *TrGF* der Komödie zu; Bonanno zieht in Erwägung, dass das ἐκκύκλημα bei Aristophanes zu paratragischen Zwecken eingesetzt wird; Goldhill weist zu Recht darauf hin, dass sich die Frage, ob eine tragische Szene komisch zu verstehen sei oder nicht, durchaus schon dem zeitgenössischen Zuschauer stellen konnte – und dass genau diese Zerrissenheit theoretisch einzubinden sei; Graf fasst die endlose Diskussion um Drama und Ritual in kurzen und konzisen Paragraphen zusammen und redet nicht nur einem antievolutionären Zugang das Wort, sondern auch der Tatsache, dass sich eine Konvergenz von Tragödie, Satyrspiel und Komödie durch ihre Einbindung in denselben Aufführungszusammenhang, durch ihre Anbindung an dieselbe Polis und deren Rituale ergibt und im 5. Jh. erkannt und reflektiert wird; Guidorizzi betont, mit Blick auf Kratinos, die Bedeutung mythischer Stoffe für die Komödie und unterstreicht, dass die Aristophanische Komödie in dieser Frage nicht als repräsentativ zu werten sei; Mastromarco schreibt gegen Wilamowitz' These an, wonach die attischen Tragiker ihre Rolle als Lehrer der Polis dem Umstand zu verdanken hatten, dass ihre Dramen als Buchtexte im Umlauf waren. Gedächtnisstützen, die Rezeption und Wertschätzung von *Paratragoidia* ermöglichen, sind für Mastromarco nicht nur der Wortlaut, sondern gleichermaßen die Musik, die Gestik, die Bildlichkeit – damit schliesst er sich der *performance*-orientierten Dramenforschung an; überzeugend ist sein Hinweis auf die Wiederaufführung der Stücke an den Ländlichen Dionysien sowie auf Reprisen von *Rheseis* und Liedern in sympotischem Kontext; Mureddu vergleicht tragische mit komischen Metaphern und arbeitet ein Spiel der Bilder heraus; Paduano vergleicht die Konstruktion von Protagonisten bei Sophokles, Euripides und Aristophanes; Tamaro untersucht die Darstellung von Tragikern bei Aristophanes; Telò leitet aus der tragischen Gestaltung zweier Figuren in Eupolis' *Demoi* einen Ansatz der Selbstdefinition und -legitimation der Komödie ab; Zanetto untersucht den agonalen literarischen Diskurs der attischen Komödie und diskutiert den Begriff der τραγωιδία als *ad hoc*-Wortschöpfung für die *Acharner*; Zimmermann schliesslich legt überzeugend dar, inwiefern und weshalb Aristophanes' *Wolken*, die zweite Version zumal, tragische Motive und Strukturen aufweisen.

Ein 18seitiger Index beschliesst den Band; auch seine Handhabung erweist sich als problematisch, weil er einige Fehler enthält (z.B. sind die Verszahlen zum S. *OC*-Zitat 196–197 unter *Aj.* aufgeführt, jene zum Ar. *Lys.*-Zitat 167 unter *Eq.*; das erste Stobaeus-Zitat befindet sich 283 und nicht 293; nicht Clem. Al. *Protr.* wird 171 zitiert, sondern die betreffenden Scholien, und ausserdem in einer Fussnote, was sonst angegeben wird; usw.).

Rebecca Lämmle

Stark, Isolde: Die hämische Muse. Spott als soziale und mentale Kontrolle in der griechischen Komödie. Zetemata, Heft 121. Verlag C. H. Beck, München 2004. 352 S.

Man war versucht zu glauben, dass die Entstehung der griechischen Komödie weitgehend erforscht und nur noch Feinarbeit zu verrichten sei. Dass man dabei einem Trugschluss unterlag, wird beim Lesen von Starks Studie mit jeder Seite klarer. Mehrere bisher als weitgehend unerschütterlich geltende Prämissen, wie die kultische Herkunft der Komödie oder die Herausbildung der politischen Satire in Athen als Folge der staatlichen Institutionalisierung der Komödie im Jahre 486 v. Chr., vermögen der brillant geführten Analyse von S. nicht standzuhalten. Selbst höchst vorsichtige Thesen, die im ὀνομαστὶ κωμῶδεῖν nur gerade einen minimalen historischen Kern erblicken, müssen nunmehr wohl oder übel revidiert werden. Mit überzeugenden Argumenten erweist S. das Lachen als Ausdruck sozialer und politischer Devianz in einer von Scham und Ehre geprägten Gesellschaft, losgelöst von Kult und in Harmonie mit den jeweils geltenden gesellschaftlichen Normen. Eher unerwartet ist die Erkenntnis, dass sich dabei die Literaturgattung «Komödie» über Jahrhunderte hinweg kaum verändert hat. Denn die politische Komödie in Athen stellt einen Sonderfall dar, der keine Auswirkungen auf die allgemeine Entwicklung des Genres zeitigte. Es gelingt S., durch ihre unkonventionelle Betrachtungsweise neue Wege zu erschliessen. Dieses Buch wird zweifelsohne die zukünftige Komödienforschung prägen.

Orlando Poltera

Peter Bing/Jon Steffen Bruss (eds.): Brill's Companion to Hellenistic Epigram down to Philip. Brill, Leiden/Boston 2007. XXII, 658 p.

After Gow & Page's landmark editions of Hellenistic epigrams arranged in chronological order and the great wealth of commentaries on individual epigrammatists produced in the last years, including the "new" Posidippus, a companion on these texts is a natural (but no less needed for that) conclusion. B. & B. have edited 28 papers by leading scholars of the genre or in related fields, divided into five sections: "models and forms", "poetics", "genre", "epigrams and their intertexts", and "reception", followed by a complete bibliography and indexes. The variety of topics covered and the high quality of the contributions ensure that this is a book that all students of Hellenistic, and certainly not a few of Roman, poetry will want to read. One expects a companion to summarize the state of the art, to cover current trends of research and to single out open questions. This book achieves these goals at different levels. A reader looking for a first introduction to the genre might be a little surprised by chapters on recently coined labels like "epinician" or "bucolic" epigrams (both deriving from votive epigrams), alongside the well-established subgenera of erotic, ekphrastic or scopic epigrams, but a more advanced reader will find these chapters fresh and insightful. A reader looking for the latest developments in the field will be largely rewarded, as the papers do reflect the main concerns of scholars regarding this genre: its origin and relationship with inscribed texts, the nature of ancient books, the modes of reading, the reception of the literary tradition, etc. It is interesting that most papers have a very literary bias: only one of them (albeit an excellent one) deals at depth with language and metrics, and a chapter on the transmission of the texts is conspicuously missing, though the editors mention the main issues in the foreword and there is an interesting paper on modern reception that refers to printing history. But overall, this is a provocative book that provides a valuable basis for future discussion.

L. Guichard

Marcus Tullius Cicero: Speech on Behalf of Publius Sestius. Translated with Introduction and Commentary by *Robert A. Kaster.* Clarendon Ancient History Series. Oxford University Press, Oxford 2006. XVI, 493 S.

Nachdem Tadeusz Maslowski 1986 eine neue kritische Ausgabe von Ciceros Rede für Publius Sestius bei Teubner vorgelegt hatte, war es höchste Zeit, auch den letzten Gesamtkommentar zur Rede von Holden aus dem Jahr 1883 zu ersetzen. K. tut dies mit dem anzuzeigenden Buch in vorbildlicher Weise und liefert zudem allen Forschern, die Stellen aus *Pro Sestio* in ihren eigenen Arbeiten behandeln wollen, ein zuverlässiges Arbeitsinstrument. – In der kurzen Einleitung (1–41) beleuchtet K. zunächst den Hintergrund der Anklage gegen Sestius im Februar 56: Sestius setzte sich erfolgreich für eine Aufhebung der von Clodius erwirkten Verbannung Ciceros ein und zog somit Clodius' besonderen Hass auf sich. Sobald dieser als Ädil die Möglichkeit dazu hatte, strebte er einen Prozess gegen Sestius an. Von den vier gehaltenen Verteidigungsreden ist allein die vierte aus der Feder Ciceros erhalten, was einige Auffälligkeiten zu verstehen hilft.

Ein eigener, sehr gelungener Teil der Einleitung ist dem Optimaten- und Popularenexkurs (§§ 96–135) gewidmet. An die Einleitung schließt sich die Übersetzung der Rede (43–105) an, deren Qualität ich nicht zu bewerten wage; sie unterscheidet sich im Stil jedoch deutlich von der englischen Übersetzung, die Shackleton Bailey 1991 vorgelegt hat.

Der Kommentar (107–392) schickt den einzelnen Teilen der Rede jeweils kurze Inhaltszusammenfassungen und Gliederungen voraus. Die Ausführungen zu den einzelnen Lemmata stellen dann einen wahren Schatz an Gelehrsamkeit aus den Bereichen Kulturgeschichte, Institutionengeschichte, Recht, Verwaltung usw. dar. Intertextuelle Bezüge werden v.a. zu den anderen Reden Ciceros hergestellt. Etwas problematisch (wenn auch nicht unüberzeugend!) erscheint es mir, dass stilistische Erklärungen nicht am lateinischen Originaltext, sondern an der Übersetzung demonstriert werden. Die Benutzung für den Leser, der nur am Kommentar, nicht aber an der Übersetzung interessiert ist, wird durch das Abgehen von den lateinischen Lemmata erschwert. Ähnlich werden textkritische Probleme meist nur in Übersetzung besprochen. Ein geschickter Einfall war es, gleiche Informationen, die an vielen Stellen der Rede gegeben werden müssten, zu bündeln und am Ende des Buches in einem eigenen Glossar (415–430) zu liefern. Die Einträge des Glossars sind wiederum englisch,

jedoch schlüsselt eine eigene Tabelle lateinischer Termini auf, unter welchem englischen Lemma sie erklärt werden.

Von besonders grossem Nutzen ist der erste von insgesamt vier Appendizes: Eine detaillierte Chronologie gibt die Ereignisse im Leben Ciceros der Jahre 58 bis 56 mit den jeweiligen Quellenzitierten an. K. zitiert dazu auch die einschlägige Forschungsliteratur exzessiv. Wenn die Erforschung von Ciceros Reden weiter in die Richtung geht, ein neues (und besseres) Verständnis für die sog. autobiographischen Passagen in den Reden zu gewinnen, dann ist *Pro Sestio* sicherlich ein Text von zentraler Bedeutung. Mit K.s Kommentar können sich weiterführende Studien auf eine sichere und solide Grundlage stützen.

Florian Schaffnerath

Marina Ioannatou: Affaires d'argent dans la correspondance de Cicéron. L'aristocratie sénatoriale face à ses dettes. Romanité et Modernité du Droit. De Boccard, Paris 2006. 557 S.

Die anzuzeigende *thèse de doctorat* nimmt sich eines interessanten, in der Forschung etwas vernachlässigten Themas an, nämlich der Verschuldung vieler Mitglieder der politischen Elite der späten römischen Republik. In erster Linie aufgrund des in seiner Art einmaligen Quellenbestands, den Ciceros Briefcorpora enthalten, fragt die Verf. nach den wirtschaftlichen Grundlagen und Einnahmequellen des Adels, nach Kategorien von Schuldnern, Gläubigern und Mittelsmännern, nach Art und Gründen von Verschuldung, dem Umgang mit den Schulden und ähnlichen Phänomenen. Hauptsächlich kommt es ihr aber auf das Verhalten der Beteiligten und deren moralische Bewertungen durch die Gesellschaft an. Es geht also um die Einbettung der Schuldenwirtschaft in die Ethik der die *face-to-face-society* prägenden Treu- und Nahverhältnisse. Welche Erwartungen an potentielle und effektive Schuldner und Gläubiger gerichtet werden und wie sie miteinander und mit ihren Geldgeschäften umgehen sollen, ist das erkenntnisleitende Motiv. Wenig überraschend ist das Ergebnis, dass Herkommen, traditioneller Sittenkodex und Patronatsdenken auch in diesem empfindlichen Lebensbereich eine entscheidende Rolle gespielt haben. In ihrem ausführlichen, von Redundanzen, überflüssigen Exkursen und Wiederholungen nicht freien und oft enumerativen Gedankengang spürt die Autorin detailliert den kulturellen Determinanten des Umgangs mit Schulden nach und legt damit zumindest ein Kompendium für die Thematik vor. In vielen Verästelungen spürt sie deren qualitativen Seiten nach; die quantitativen, also die systematische und möglichst umfassende Frage nach der Zahl der Schuldner und Gläubiger, der absoluten und relativen Höhe der Schulden und Zinsen, der Belastbarkeit des Geldbeutels eines durchschnittlichen Adligen u.ä., streift sie lediglich; aber nur damit wäre die von der Verf. behauptete Omnipräsenz der Schulden und deren Auswirkung auf Politik und Gesellschaft zu eruieren gewesen. Wenn man sich dennoch die Mühe macht, die Textmasse durchzulesen, wird man ungeachtet dessen auf vielen Seiten mit anregenden Ideen belohnt.

Leonhard Burckhardt

Niklas Holzberg (Hg.): Die Appendix Vergiliana. Pseudepigraphen im literarischen Kontext. Classica Monacensia, Münchener Studien zur Klassischen Philologie 30. Gunter Narr, Tübingen 2005. XX, 294 S.

L'objectif que se sont fixé les contributeurs à cet ouvrage est de soumettre *mit Hilfe von Methoden der modernen Literaturwissenschaft* (p. xii) les pièces constitutives du recueil à une enquête sur les problématiques du moment, à savoir la structure argumentative et la forme des poèmes, leur équilibre narratologique, les fonds d'intertextualité qui les sous-tendent, la présence auctoriale et l'*immanente Poetik* (*ibid.*). Plus particulièrement, la tâche a été de préciser les traits d'hypercaractérisation résultant d'une mise en œuvre pseudépigraphique qui pousse à la surdétermination, un peu sur le mode de ce qui s'observe dans le corpus des *Epistulae* pseudo-sallustiennes. La perspective en est changée. De falsifications ou d'exercices d'écoles, ces textes pseudépigraphiques sont dès lors conçus comme des terrains de jeux intertextuels où ne s'ébattent ni Virgile ni un pseudépigraphe, mais une *persona* qui se conçoit elle-même comme telle. Il s'y développe alors un jeu très subtil où l'altérité se fait excès de similarité et où la création instrumentalise une déformation et une recomposition que le critique moderne postule comme revendiquées par les poètes et identifiées – et appréciées – par leurs lecteurs. Le résultat de cette enquête est un livre où abondent les idées, mais surtout

des raisonnements dont la complexité impressionnera ceux qu'elle ne laissera pas dubitatifs. Car, à moins d'être parfaitement acquis à une esthétique de l'intrication textuelle qui doit beaucoup aux facilités de la détection informatique, on pourrait peiner à se laisser convaincre par une heuristique bien apriorique où les successions de postulats font la toute-puissance du critique. Il reste que si l'on s'abandonne à la démonstration, alors, comme dans le cas des autres œuvres poétiques, on se gagne l'image d'une création par absorption transformante où la matière poétique s'incorpore le passé pour en faire jaillir du neuf.

Carole Fry

Properce: Elégies. Texte établi, traduit et commenté par *Simone Viarre*. CUF 382. Les Belles Lettres, Paris 2005. LXVII, 254 p.

Après avoir dessiné les traits du poète et de la femme aimée, l'éditrice se refuse à détecter, entre Properce et Cynthie, les étapes d'une passion amoureuse qui révéleraient la date des élégies et la philologue préfère s'orienter à partir de jalons qui ponctuent la chronologie de chacun des quatre livres d'élégies: l. 1 publié isolément en 29; l. 2 en 26/25; l. 3 entre 25 et 23; l. 4 éventuellement posthume. La protection accordée par Mécène à Properce est difficilement mesurable. L'organisation du l. 1 obéit à la notion de *fides*. La délimitation du l. 2 est discutée. L'éditrice souscrit à l'idée que, dans la composition de Properce, la fantaisie le dispute à la logique. Dans ses emprunts à la littérature grecque, Properce avoue ses dettes envers la poésie archaïque, qu'elle soit épique (Homère), didactique (Hésiode) ou élégiaque (Mimnerme), et envers la comédie nouvelle (Ménandre), mais il puise aussi à la tragédie. Ses références les plus appuyées touchent à la poésie alexandrine: Callimaque et Philéas, invoqués dans ses déclarations programmatiques. Properce, qui se veut le Callimaque romain, hérite de son modèle notamment l'idéal de la *tenuitas*. L'affinité de Properce avec l'épigramme est particulièrement accentuée. Quant aux Latins, Properce s'affranchit de la tutelle d'Ennius, se sent proche de Virgile, d'Horace et de ses frères en élégie. Des rapprochements le lient à la comédie et à la tragédie à Rome. Inscrit dans la continuité gréco-latine, le poète n'en préserve pas moins son originalité. Il multiplie les références à la mythologie, en leur imprimant un tour personnel. Le thème de l'amour connaît des variations qui sont autant de gradations, d'un niveau libertin à un niveau élevé: *nequitia*, *amor elegiacus* et *fides*. Sensible aux odeurs et aux parfums, Properce raisonne sur la passion amoureuse en une pensée volontiers tortueuse. – L'univers de Properce s'enrichit d'une édition qui s'impose par sa rigueur et sa valeur.

Philippe Bruggisser

Martin Amann: Komik in den Tristien Ovids. Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft 31. Schwabe Verlag, Basel 2006. 296 S.

In der Erforschung dessen, was Lachen erregt, gibt es zwei topisch gewordene einführende Bemerkungen: einmal, dass es eine traurige Angelegenheit sei, sich über das Lachen und seine Bedingungen wissenschaftlich äussern zu wollen (und dass, im schlimmsten Fall, der Schreibende mitsamt seinen Äusserungen selber zur Exemplifikation der bemühten Theorie zu werden drohe); dann, dass Lachen zwar eine anthropologische Konstante, sein Anlass aber historisch relativ, ja sogar ein zu einem hohen Grad vom subjektiven Empfinden des Rezipienten abhängiges Phänomen sei. Der Erforschung eines antiken Gedichtkorpus, noch dazu eines, das den Titel *Tristien* trägt und scheinbar programmatisch seine Ernsthaftigkeit verkündet (vgl. *Trist.* 5,1,4: *invenies toto carmine dulce nihil*), gelten diese Bedenken natürlich ebenfalls vorangestellt, und es gehört zu den Stärken von Martin Amanns Buch, dass es diese auch klar artikuliert. Wiederholt betont er, dass er Interpretationen von einzelnen *Tristien* vorlege, die nach seinem Empfinden komisch gelesen werden müssen (vgl. z.B. 251). Aus diesem Problembewusstsein erklärt sich auch die lange Aufarbeitung der kanonischen Komik-Theorien, auch jener der Antike (Platon, Aristoteles, Cicero), und die daraus hervorgehende theoretische Begriffsbestimmung (Komik, Humor, Ironie, Lachen) im ersten Teil des Buchs (9–43). A. hat das ebenso ambitionierte wie vielleicht nie zu erreichende Ziel, objektive Kriterien zur Bestimmung dessen festzulegen, was Lachen erzeuge.

Dass Ovid auch mit seinen *Tristien* die Leser amüsieren wolle, ist keine neue, aber eine seit ihrem Aufkommen umstrittene These; es ist erfreulich, dass diese Frage eine sorgfältige und ausführliche Behandlung erfährt. Ausgeschlossen von der Untersuchung wird Buch 2, das sich in verschiedener

Hinsicht von den anderen Büchern unterscheidet und bezüglich der «Humor-Frage» bereits intensiv bearbeitet worden ist. Den Grossteil der Arbeit machen die einzelnen Gedichtanalysen aus (44–250), ein Schlusswort mit einer Auflistung der besprochenen Elegien und einer Kurzzusammenfassung der Analysen ihrer allfälligen Komik – es finden sich auch Elegien (z.B. *Trist.* 4,2 und 3) mit dem Vermerk «keine Komik vorhanden» – (251–258), eine gute Bibliographie (259–280), ein Namen- und Sachregister sowie ein Index Locorum (281–296) beschliessen den Band. *Rebecca Lämmle*

Frings, Irene: Das Spiel mit den eigenen Texten. Wiederholung und Selbstzitat bei Ovid. Zetemata 124. C. H. Beck, München 2005. 302 S.

Dass Ovid des öfteren gleiche oder ähnliche Verspassagen liefert, ist keine Neuheit. So will denn Frings auch nicht «auf möglichst viele «neue» Stellen aufmerksam [zu] machen, sondern die bereits bekannten aus[z]uwerten» (20). Das gelingt ihr auf eindrückliche Weise. Sie ist sich auch stets bewusst, dass den «vielen scheinbaren Selbstzitat in Wirklichkeit verlorene Texte anderer Dichter zugrunde liegen» können. Der fast 60 Seiten umfassende Methodenteil setzt die nötigen Grundlagen zu den beiden Teilen «Innere Bezüge» (65–100) und «Bezüge zwischen den Werken» (101–262). Dabei werden die bereits bekannten Bezüge durch neue, weiterführende Betrachtungen ergänzt. Ganz bewusst wird auf eine Typologie verzichtet, da diese der Komplexität der Referenzen gar nicht gerecht werden könnte (25). Die wertende Unterscheidung zwischen gewolltem und ungewolltem Selbstzitat wird ebenfalls als problematisch erkannt. Es sollen auch alle Grauzonen in Betracht gezogen werden (33–34). Exemplarische Analysen machen die Lektüre zu einem Vergnügen. Zwei von vielen Beispielen sollen genügen: beim Paar Helena – Paris wird überzeugend dargelegt, dass Paris «ein gewissenhafter Leser der *Ars amatoria*» ist (153), und auch Helena lernt vom elegischen Liebhaber aus *am.* 1,4 (152–161; die Streitereien um die Echtheitsfrage der Heroidenbriefe spielen dabei eine derart nebensächliche Rolle, dass man keine weitere Zeit mehr darauf verschwenden möchte); sehr ansprechend ist auch die poetologische Deutung des trauernden Amor im Exilgedicht *Pont.* 3,3 (217–221). Nicht nur wer einen Kommentar zu Ovid verfassen will, sondern jeder Ovidinteressierte nimmt F.s Buch mit Gewinn zur Hand. *Orlando Poltera*

Giuseppe Soraci/Emanuela Fiamma: Latina de pueris instituendis testimonia Augusti aetate. II: rerum scriptores. Collana di Filologia Classica 11. Japadre Editore, L'Aquila/Roma 2004. 63 p.

Voici un recueil de fragments dans toute la brutalité du terme. On y trouve rien de ce minimum de *doctrina* qui en faciliterait l'usage ou en permettrait une lecture simplement instructive. Pour donner substance à ce recueil, il aurait été nécessaire de citer plus extensivement les textes et non pas de n'en donner que des fragments tels qu'on les produirait dans une collection dévolue aux restes d'un auteur perdu. En outre, un peu de contexte aurait permis, par exemple, de comprendre ce que *VITR.* 3,5,15 *quae sint proportiones* (sc. *aedium*) *insequenti libro explicabo* vient faire dans un recueil *de pueris instituendis*. Les autres passages tirés de ce même Vitruve (48–55), et qui entourent l'extrait que je viens de citer, sont d'ailleurs parfaitement déroutants, puisqu'ils ne constituent que la somme des interventions programmatiques de l'auteur et que l'on ne leur aperçoit strictement aucun rapport avec l'éducation enfantine. Cette remarque s'ajoutant aux autres, *in longum nulla traham*.

Carole Fry

Peter Habermehl: Petronius, Satyrice 79–141. Ein philologisch-literarischer Kommentar. Bd. 1: *Sat.* 79–110. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2006. 488 S.

Für Petrons *Satyrice* fehlt es bis heute an einem modernen Gesamtkommentar (die bestehenden Kommentare von Paratore [1933] und Pellegrino [1975] halten den heutigen wissenschaftlichen Anforderungen nicht mehr stand). Dieses Desiderat erfüllt nun Peter Habermehl (= H.) zumindest für die zweite Hälfte der *Satyrice*: Er legt den ersten Band eines umfassenden Kommentars vor, der zweite, abschliessende Band soll «in Bälde» folgen.

Es ist kein leichtes Unterfangen, einen handlichen und gut lesbaren Kommentar zu einem antiken Werk zu schreiben, zumal wenn die Textgrundlage derart unsicher ist wie in diesem Fall, was

wiederum Anlass zu einer fast nicht zu bewältigenden Menge an Konjekturen, Untersuchungen und Kontroversen gegeben hat. H. wird dieser Aufgabe jedoch vorzüglich gerecht.

Dem Kommentar geht eine 70seitige Einleitung voraus, die Themen wie den Autor, die Entstehungszeit, Titel, Erzählform, literarische Einflüsse und Deutung der *Satyrica*, Textüberlieferung u.a. aufgreift und eine umfangreiche Bibliographie umfasst. H. gibt keinen eigenen Text, sondern stützt sich auf die solide 4. Edition Konrad Müllers (Teubner 1995); er verzichtet auch auf eine Übersetzung (Teilübersetzungen leiten jedoch oft die Lemmata ein).

Die einzelnen Lemmata werden durch eine ausgewogene und kluge Zusammenstellung an Informationen zu Inhalt, Realien, Handlung, Sprache, Stil, Textkritik erläutert und darüber hinaus durch eine grosse Anzahl an Parallelstellen (zahlreiche davon ausgeschrieben; griechische Zitate werden übersetzt) ergänzt. Bei der Textkritik trifft H. stets eine gute Auswahl, verzichtet darauf, abwegige Texteingriffe zu erwähnen, ordnet und beurteilt die Vorschläge. Unlösbare Probleme werden als solche gekennzeichnet.

H.s Kommentar ist ein fortan unverzichtbarer, ausgereifter, durchweg interessanter und gleichzeitig schwungvoll geschriebener Beitrag zur Erschliessung der *Satyrica*, deren Komplexität und Brillanz hier vollumfänglich Rechnung getragen wird.

Natalie Breitenstein

Nina Johannsen: Dichter über ihre Gedichte. Die Prosvorreden in den «Epigrammaton libri» Martials und in den «Silvae» des Statius. Hypomnemata 166. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2006. 404 S.

Le mariage des *Silves* et de Martial étend sa progéniture: après le superbe *Poetry for Patrons* de Nauta (2002), J. propose ici une comparaison systématique des préfaces en prose, centrée sur leur dimension poétologique. La principale originalité de ce travail rigoureux consiste à confronter pour chaque recueil le discours des préfaces avec celui des poèmes et à mettre en lumière leurs fréquentes divergences.

J. retient pour l'étude de ces paratextes l'essentiel de la terminologie de Genette, mais elle insiste sur la nécessité de séparer la «voix extrafictionnelle» des préfaces et la *persona* du poète représentée dans les *Epigrammes* ou les *Silves*. J. consacre à Martial et à Stace deux développements distincts, avec une disposition parallèle: analyse individuelle de chaque préface (3.1, 4.1; l'analyse a le mérite d'être introduite par le texte latin complet et se trouve efficacement conclue par une traduction intégrant les résultats); puis confrontation détaillée entre ces préfaces et les énoncés poétologiques contenus dans les poèmes (3.2, 4.2). Les répétitions que fait apparaître une lecture linéaire sont assumées (21); elles facilitent la découverte des chapitres thématiques et se justifient dans la perspective d'une consultation ponctuelle, que facilite grandement la structure adoptée.

J. conclut à la fonction principalement programmatique, plutôt que dédicatoire, des préfaces des livres 2, 8, 9 et 12 de Martial: conçues en vue de la publication, elles forment partie intégrante de la présentation paratextuelle globale du recueil; le poète adapte ainsi à ses propres fins le modèle de l'épître dédicatoire. Chez Stace, le fait que les éléments autoréférentiels se concentrent dans les préfaces, beaucoup plus que dans les poèmes, apparaît lié aux conditions de réception différentes des deux types de textes: alors que les caractéristiques des pièces d'occasion n'ont pas à être spécifiées pour leurs premiers destinataires, le paratexte présente Stace au lecteur externe dans le rôle du poète épique soucieux de plaider la légitimité de la publication; la fonction essentielle des préfaces n'est dès lors pas tant d'assurer la compréhension des poèmes en dehors de leur contexte d'origine, comme le prétend la «voix extrafictionnelle», que de distinguer ces deux niveaux de réception.

Valéry Berlincourt

Judith Steiniger: P. Papinius Statius: Thebais. Kommentar zu Buch 4, 1–344. Altertumswissenschaftliches Kolloquium 14. Franz Steiner, Stuttgart 2005. 181 p.

Le quatrième livre de la *Thébaïde* ne bénéficiait encore d'aucun commentaire moderne. C'est désormais chose (partiellement) faite, avec la publication de cette dissertation de 1999, limitée au catalogue des troupes argiennes.

Après un état de la recherche, l'introduction analyse longuement la composition du catalogue; le découpage minutieux (18–26), qui s'intéresse davantage au décompte des demi-vers qu'aux correspondances thématiques, ne convaincra pas forcément, mais on lira avec profit les réflexions sur la présence d'éléments non catalogiques dans le catalogue (26–39). Si les «motifs et symboles» (39–42) sont traités cursivement, d'excellentes observations linguistiques et stylistiques (42–50) font apprécier la sophistication de l'écriture stacienne. Le survol des modèles (50–53) énumère quelques cas de «multiple imitation» et de «Spaltung».

Le texte (celui de Hill 1996 à quelques exceptions près) est assorti d'une traduction. La disposition du commentaire, qui reproduit les vers de chaque section en tête des notes, facilite grandement sa lecture. Son contenu suscite en revanche certaines réserves. Il se raréfie au fil du texte, le dernier tiers du catalogue recevant moitié moins d'attention que le premier. Il est aussi d'inégale valeur, tantôt sensible et informatif à l'image de certaines parties de l'introduction, tantôt moins satisfaisant, notamment dans le champ de l'intertextualité, où S. se borne souvent à signaler des parallèles sans les discuter en détail. Quant à la littérature secondaire exploitée, le fréquent recours aux études de fin XIX^e et début XX^e s., d'accès difficile, est assurément un point fort; mais il constitue souvent le substitut, plutôt que le complément, d'autres lectures (les observations métriques de S. auraient ainsi gagné à être fondées factuellement au moins sur le répertoire stacien de Ott 1973, et mises en perspective à l'aide d'études générales récentes). La bibliographie française et italienne sur Stace est mal représentée; parmi les grands absents figurent Franchet d'Espèrey, Ripoll et Rosati. Comme l'annonce S. (7), les publications «postérieures à 2000» n'ont pour ainsi dire pas pu être prises en compte; en complément, on se reportera entre autres aux contributions de Micozzi sur les scènes d'adieux chez Stace (*Maia* 54 [2002] 51–70), ainsi que de Fernandelli sur 4.116–144 et 4.165–172 (*Sileno* 22 [1996] 81–97 et *SO* 75 [2000] 89–98). Enfin, on comprend mal l'absence d'index, qui interdit une consultation thématique. Reste que ce commentaire offre enfin un outil moderne pour aborder cette partie difficile de l'épopée stacienne; on ne peut donc que se réjouir de sa parution.

Valéry Berlincourt

Sophia Georgacopoulou: Aux frontières du récit épique: l'emploi de l'apostrophe du narrateur dans la Thébàide de Stace. Collection Latomus 289. Editions Latomus, Bruxelles 2005. 296 p.

Les jeux de voix sont dans l'air du moment. Parmi eux, les modes de la présence auctoriale sont un sujet de recherche privilégié. Dans cette perspective, l'auteure propose une étude de l'apostrophe envisagée selon sa forme, l'instance à laquelle elle s'adresse ainsi que la situation diégétique de cette dernière. L'ensemble est donc narratologique dans le domaine littéraire, et pragmatique dans celui de la linguistique. On trouvera l'étude narratologique menée avec science et sagacité. L'aspect linguistique en revanche laissera le lecteur un peu sur sa faim. Certes, le vocatif est enregistré comme extraposé et purement illocutoire (p. 10, n. 4), mais on n'en tire pas que de son statut extrasyntaxique, ou macrosyntaxique, il gagne le pouvoir de prendre presque n'importe quelle place dans une phrase où son insertion devient désormais significative d'une thématization. De même, depuis les travaux de Benveniste sur la référence pronominale, on sait que le référent d'un «je», exprimé ou, comme souvent dans la *Thébàide*, réduit à un simple émetteur communicationnel, mérite un examen attentif. Cette prise en considération insuffisante de l'aspect linguistique des problèmes thématiques – ici au demeurant excellemment traités – est très caractéristique de la séparation des compétences qui s'observe de plus en plus dans nos disciplines. Les uns et les autres ont sans doute conscience de l'existence des travaux de chacun, mais ils peinent à se parler et plus encore, la spécialisation croissant, à s'utiliser mutuellement. Quoi qu'il en soit, on lira ce livre pour la lumière qu'il jette sur une stratégie d'actualisation du récit nouvelle dans la tradition épique, celle qui consiste à se saisir du lecteur pour le plonger dans l'action avec une efficacité bien plus grande que par un simple présent de narration, puisqu'il s'agit dès lors de le faire assister *de uiuo* à un dialogue que les mauvais esprits trouveront souvent moins proche de la caresse poétique que de l'invective. A côté de notes et d'une bibliographie dont la richesse touche à l'exhaustif, on aurait aimé voir traduits les abondants textes cités. Il est souvent nécessaire de savoir exactement ce qui est entendu du latin pour adhérer à son exégèse.

Carole Fry

Dosithée: Grammaire latine. Texte établi, traduit et commenté par *Guillaume Bonnet*. Collection des Universités de France 381. Les Belles Lettres, Paris 2005. XXXVIII, 203 p.

Il faut saluer la parution de ce premier volume d'une série de textes grammaticaux latins que les éditions des Belles Lettres voudraient substituer au *monumentum* de Keil. Une trentaine de pages d'introduction, une centaine de pages de texte et tout autant d'un commentaire serré mettent en valeur ce texte que Guillaume Bonnet crédite à un païen, peut-être camarade d'étude de l'empereur Julien, et présume destiné à perfectionner le latin d'un auditoire issu d'une *pars Orientalis* qui commence à en oublier les nuances. Rattaché très étroitement aux groupes de Charisius et de Donat, Dosithée n'offre que d'infinitésimales idiosyncrasies doctrinales (XII–XIII). Ce qui en revanche fait l'intérêt foncier de son œuvre est qu'elle se présente sous la forme d'un texte latin doublé d'une traduction grecque que l'éditeur fournit sous forme juxtalinéaire. Cette traduction est ancienne et peut-être de Dosithée lui-même. Elle reste cependant lacunaire, interpolée et de niveau linguistique inégal. Toujours littérale, elle se fait parfois glose et se présente alors comme le moyen qu'un Grec aurait utilisé pour permettre à d'autres Grecs de comparer leur langue avec le latin. Il s'agirait même alors d'une mise du grec à l'épreuve du latin, ce qui ne serait pas d'un mince intérêt (XX). Le texte d'un grammairien présente les mêmes difficultés que celui d'un mathématicien. Faut-il en effet respecter les manières d'une diction conceptuelle qui n'est plus du tout la nôtre, ou faut-il moderniser, c'est-à-dire transposer, inculturer et recourir au vocabulaire technique moderne et qui donc changera et dont la référence n'est pas nécessairement celle d'un antique dont le sens originaire s'entacherait d'anachronisme? Sensible à cette difficulté, Guillaume Bonnet reste prudemment conservateur. S'il risque d'entrer un «signifiant» pour *loquela* (1), il se montre dans la suite fidèle à une littéralité qui conserve au texte l'entier de son sens – et de son flou – constitutif. Le commentaire, très riche et compréhensible à tout un chacun que ce genre de chose intéresse, contribue magnifiquement à une élucidation où concourt le meilleur de la linguistique actuelle.

Carole Fry

Les arpenteurs romains. Tome 1: Hygin le gromatique, Frontin. Texte établi et traduit par *Jean-Yves Guillaumin*. Collection des Universités de France. Les Belles Lettres, Paris 2005. 265 p.

Après s'être attaqué aux *Grammatici* (vide *supra*), voici que les Editions des Belles Lettres éditent les *Gromatici*! Ce livre est le premier d'une série qu'annonçaient ces traductions d'arpenteurs romains procurées collectivement et un peu confidentiellement depuis plus de dix ans par une équipe de l'Université de Besançon. L'auteur y reprend pour l'essentiel les travaux inachevés du Suédois C. Thulin, successeur de Lachmann, et donne la priorité à deux des quatre plus éminents techniciens de la centuriation. L'*Introduction générale* (1–57) instruit suffisamment qui ignore tout du nécessaire. On regrettera toutefois que la description de la complexe instrumentation gromatique ne soit pas accompagnée des croquis qui la rendraient intelligible (5–11). Quand aux affirmations (20–27) selon lesquelles la centuriation serait due au désir romain de montrer que la marque du conquérant n'était autre que celle d'une divinité dont la géométrie hypostasierait la perfection, on les fera siennes selon le degré d'infusion pythagoricienne que l'on prêtera aux créateurs du système. Chacun des deux gromatiques est présenté séparément ainsi que sa tradition manuscrite, qui est en grande partie commune à l'ensemble du corpus. On pourra regretter l'absence d'un stemma, qu'il aurait été possible de dresser pour l'avantage évident du lecteur. L'apparat critique est d'une richesse où se lit la difficulté d'éditer ces textes qui ont fait le désespoir des copistes. De ce point de vue, la traduction est un tour de force. Hygin est un vrai technicien, son latin est aussi lourd qu'il est clair. Frontin est mieux lettré. Sans en céder sur la clarté de la *res*, il parvient à une certaine élégance du *dictum* sans pour autant risquer trop d'un *ornatus* qui eût d'ailleurs été déplacé. Il reste que ce qu'ils disent frise l'inintelligible pour qui n'est pas très averti de leur sujet, et que rendre tout cela clairement et correctement est un résultat que l'on appréciera. Le commentaire (167–246) – que l'on créditera à Jean-Yves Guillaumin malgré le défaut de la page de titre – affronte la tradition textuelle, clarifie l'obscur du latin et développe les *realia* avec une érudition fondée sur des années de recherches extrêmement spécialisées que je serais bien incapable de juger. En revanche, rien de linguistique ni de littéraire. Mais cela ne déparera pas cet excellent livre que seul enlaidit l'emploi (p. 9) de l'adjectif «conséquent» mis pour «important».

Carole Fry

Thorsten Fögen (Hg.): **Antike Fachtexte/Ancient Technical Texts**. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2005. VIII, 378 p.

Les textes techniques font actuellement l'objet d'une attention qui dit assez bien le désintérêt qu'ils avaient suscité dans une communauté de chercheurs encore trop persuadés qu'hors la littérature classique et la langue d'art, point n'est de salut – ni de carrière ... Dans une excellente *Einführung* (1–7), Thorsten Fögen rappelle que la prétendue technicité d'un texte ne lui vient que de l'étroitesse du domaine qui est son objet et de la spécificité d'un vocabulaire dont le trait distinctif est d'être non commun et référentiellement assez standardisé pour tendre à l'univoque. L'auteur passe ensuite en revue les principales contraintes communicationnelles (*perspicuitas, breuitas*, etc.) et structurelles qui en dénotent l'*habitus* technique. Quelques remarques sur l'intentionnalité et la pragmatique de textes apparemment objectifs, mais souvent non dépourvus de visées morales ni de considérations pour le *munus persuadendi*, précèdent une très riche et utile *Auswahlbibliographie zu Fachkommunikation* (8–20) qui justifierait à elle seule l'acquisition du volume. De la substance de ce recueil qui se divise en 4 chapitres dévolus à la médecine (21–115), à la grammaire et aux commentaires des *grammatici* (116–220), à divers domaines de la littérature technique (221–317) et enfin aux stratégies énonciatives qui s'y observent (319–361), c'est cette dernière partie qui retient l'attention. Elle est constituée d'une seule et longue contribution (*Fachkommunikation zwischen Tradition und Innovation*) dans laquelle Hartwig Kalverkämper tente une perspective cavalière et diachronique qui, de l'Antiquité à nos jours, permet d'appréhender les métamorphoses et les continuités d'une tradition de la communication scientifique où la linguistique et la rhétorique ont leur part, mais aussi l'architecture textuelle, la théorie générique de la littérature et toutes les nuances de la sémiotique communicationnelle. On retire de cette lecture un sentiment de proximité plus grande avec une littérature scientifique ancienne qui ne nous était qu'un peu lointaine.

Carole Fry

Concepción Neira Faleiro: **La Notitia Dignitatum**. Nueva edición crítica y comentario histórico. Nueva Roma 25. Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Madrid 2005. 697 p.

La *Notitia dignitatum omnium tam ciuilium quam militarium in partibus Orientis et Occidentis* correspond peu ou prou à ce que l'on appellerait aujourd'hui un organigramme de l'Etat. Le catalogue, en une double séquence textuelle et iconographique, détaille, dans l'ordre hiérarchique, le dispositif civil et militaire de tout l'Empire romain envisagé dans ses deux parties géographiques et politiques: l'Orient et l'Occident. Né, selon l'éditrice, au temps de l'administration impériale de Théodose le Grand qui vise à un contrôle universel du pouvoir par un parallélisme gouvernemental entre Occident et Orient, le document, soumis à des actualisations, doit l'essentiel de sa rédaction à la régence de Stilicon, soucieux de consolider l'influence de l'administration centrale en une période d'agitation, avant qu'une rédaction finale entre 425 et 429 n'y accentue l'image d'une armée forte. L'œuvre était transmise par un manuscrit composite de Spire, qui engendra plusieurs apoglyphes, dont l'un à l'intention du comte palatin Ottheinrich, fondateur à Heidelberg de la Bibliotheca Palatina. Le comte, qui n'en fut pas entièrement satisfait, obtint le manuscrit lui-même dont il fit faire une copie absolument fidèle entre juin 1550 et décembre 1551, que Siegmund Gelenky ou Ghelen (Sigmundus Gelenius) publia à Bâle en 1552, avant que le *codex Spirensis* ne disparût dans la seconde moitié du XVII^e s. – Cette nouvelle contribution se distingue par un examen minutieux et complet de la tradition manuscrite de l'œuvre et par d'abondantes notes qui en éclairent la compréhension. La bibliographie est entachée de coquilles qui ne sont malheureusement pas rares. C'est un superbe instrument de travail et de consultation, aux magnifiques illustrations, qui est déposé entre les mains des spécialistes et du public éclairé.

Philippe Bruggisser

The Etymologies of Isidore of Seville. Introduction, translation, notes and index by S. A. Barney, J. A. Beach, O. Berghof with the collaboration of M. Hall. Cambridge University Press, Cambridge 2006. XII, 475 p.

Ce volume collectif se présente comme le complément de l'édition procurée par Lindsay (Oxford 1911). Il ne remplacera pourtant ni la traduction espagnole de Reta/Casquero/Díaz (Madrid 1982), fondée sur une version améliorée du texte proposé par ce même Lindsay, ni l'édition internationale et indéfiniment inachevée que diligentent les éditions des Belles-Lettres. En effet, visiblement destiné à un public anglo-saxon ignorant des langues et d'abord d'un latin dont l'original n'a pas été reproduit sinon au travers de quelques parenthèses que l'étymologie exigeait, ce livre n'a d'autre ambition que d'être simplement informatif. D'une densité toute anglo-saxonne, l'introduction (p. 3–28) livre cependant plus que l'essentiel, et se lit avec plaisir et instruction. Je me garderai d'évaluer la qualité d'une traduction effectuée dans une langue qui n'est pas la mienne; cependant, pour ce que j'ai pu en constater, elle m'a paru à la hauteur de l'original latin, c'est-à-dire claire et simple, et bien propre à permettre au lecteur qu'elle vise, non pas de lire les *Etymologies*, mais de les consulter. Cette option d'usage se dénote par le choix de pages de grand format couvertes de deux colonnes de texte, ainsi qu'on en trouve dans le *ThLL*, le *Pauly-Wissowa* ou la *Patrologie* de Migne. Dans une entreprise de ce genre, l'annotation est un problème qui ne peut se résoudre que par les extrêmes du tout ou rien. L'option retenue aura été celle d'un presque rien qui, par exemple, sur les quatre colonnes des pages 274–275, nous apprend benoîtement que *The Hyperboreans are a storied people of the far north* (13,11,13). Des index (p. 417–475), en anglais pour la partie des *res*, complètent ce volume d'élégance très *British*. Carole Fry

Laure Chappuis Sandoz: Terres d'abondance. Paysages et images poétiques de la fertilité et du don dans la littérature latine. Collection Latomus 284. Éditions Latomus, Bruxelles 2004. 478 p.

Cette étude, issue d'une thèse de doctorat soutenue en 2003 à l'Université de Neuchâtel, porte sur la représentation poétique de l'abondance dans la littérature latine. Dans une claire introduction, l'auteur annonce sa démarche – inspirée des méthodologies de l'imaginaire –, et définit son corpus qui fait se côtoyer poésie et textes en prose, auteurs païens et chrétiens, durant une période de sept siècles environ, depuis la fin de la république jusqu'à celle du sixième siècle après J.-C. La perspective adoptée est synchronique et va des représentations mythiques, liées à la crainte du manque, aux usages pratiques et symboliques relatifs à l'abondance dans la vie quotidienne, avant d'aborder l'articulation entre paysage et nourriture qui permet de situer *in fine* l'homme dans son environnement naturel et culturel.

C'est ainsi que l'auteur analysant d'abord l'imaginaire de l'abondance dans sa dimension spatio-temporelle, parcourt les mythes et *topoi* afférents à la nature qui traversent la poésie latine: l'âge d'or, le *locus amoenus*, les terres lointaines, les représentations de l'au-delà. Dans une deuxième partie, Laure Chappuis Sandoz s'appuie, sans oublier la poésie, sur des sources variées qui font la part belle aux agronomes latins, mais aussi aux documents épigraphiques, iconographiques ou numismatiques, afin de mesurer la place occupée par les dons de la nature dans la vie quotidienne des Romains. Cette dernière est envisagée dans toutes ses dimensions, qu'elle soit économique, sociale, affective ou religieuse, puisque l'auteur conduit le lecteur des diverses formes d'exploitation des sources naturelles aux notions de don et contre-don qui régissent les pratiques sociales des Romains comme leurs relations avec les dieux. L'auteur a complété entre-temps cette large investigation par une étude du langage et des motifs de l'abondance issus d'un imaginaire culturel commun relayé par la tradition littéraire. La conclusion propose une réflexion sur les significations du rapport de l'homme à la nourriture, avant d'envisager la dimension réflexive de cette riche littérature de l'abondance. En effet, les thèmes relatifs à l'opulence pourraient constituer un discours métapoétique sur la créativité de la langue elle-même: les motifs descriptifs métatextuels comme, par exemple, le *locus amoenus*, à la lumière des métaphores alimentaires et de la notion de *copia uerborum* utilisées par les rhéteurs, expriment, au-delà de la concordance avec la matière traitée (*copia rerum*), le pouvoir infini de création du langage.

Certes, on peut regretter parfois – notamment à propos des réécritures des mythes ou des *topoi* de l'abondance – que l'auteur se prive du fructueux éclairage du contexte sociohistorique et politique. Il n'en reste pas moins que la richesse et la variété de la documentation, nous pensons notamment à la diversité des genres littéraires cités, et la finesse des analyses font de cet ouvrage, accompagné d'un *index locorum*, un précieux instrument d'investigation de l'imaginaire des Romains.

Marie-France Gineste

Mechthild Baar: *dolor und ingenium. Untersuchungen zur römischen Liebeselegie.* Palingenesia Band 88. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006. 267 S.

Mechthild Baar untersucht in ihrer unverändert publizierten Dissertation (Humboldt-Universität Berlin 2005) zwei zentrale Komponenten der römischen Liebeselegie: *dolor* und *ingenium* – Liebesleid und poetische Begabung. Ausgangspunkt ihrer Untersuchung ist die Frage nach der Individualität der Elegiker Tibull, Propertius und Ovid sowie dem Innovationsgehalt ihrer Werke. Methodisch beruft sich die Verf. auf Wheelers Interpretation der *Metamorphosen* (*A Discourse of Wonders. Audience and Performance in Ovid's Metamorphoses*. Philadelphia 1999), die auf den Vorgehensweisen des "reader-response criticism" (10) basiert, sowie auf die Intratextualitätsforschung (11). Mittels der Unterscheidung zwischen einem "believer/credulous reader", der sich auf die fiktionale poetische Welt einlässt, und einem "disbeliever/skeptical reader", der über ein mehrschichtiges Textverständnis verfügt (11), soll die Ambivalenz und Polyphonie des gewählten Textcorpus und damit die Variabilität und Unabgeschlossenheit der Sinnerfassung nachgewiesen werden (13). Die Verf. untersucht in einem ersten Teil (15–68) das Motiv der Liebesklage, ein zweiter Teil (69–241) hat die poetologischen Aussagen der Elegiker sowie die Gewichtung von Dichtung und Liebe im Werkganzen zum Gegenstand.

B.s Arbeit zur römischen Elegie bietet eine sorgsame und detaillierte Analyse der ausgewählten Gedichte unter den oben genannten Aspekten, die knappe Auswertung der umfangreichen Textarbeit (242–247) bringt allerdings nur wenig neue Forschungserkenntnisse. Judith Hindermann

Michael Paschalis (Hg.): *Roman and Greek Imperial Epic.* Rethymnon Classical Studies 2. Crete University Press, Herakleion 2005. 195 S.

Man darf sich vom Titel nicht irreleiten lassen: Bei dem von Michael Paschalis herausgegebenen Buch *Roman and Greek Imperial Epic* handelt es sich nicht um einen *companion* oder gar ein Nachschlagewerk, sondern um den Tagungsband einer Konferenz mit neun thematisch breitgestreuten englischsprachigen Aufsätzen zu ausgewählten Vertretern der lateinisch- und griechischsprachigen Epik der Kaiserzeit. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich über gut vierhundert Jahre, die Chronologie der behandelten Werke ist in der Anordnung der Beiträge berücksichtigt. Zum Inhalt: Meredith Monaghan sieht in der Figur Junos in Valerius Flaccus' *Argonautica* "a surrogate poet" (9 und öfters) und deutet den abrupten Handlungsabbruch im 8. Buch poetologisch. Ellen O'Gorman behandelt das Zwillingssymbol in Papinius Statius' *Thebais*, das sich in verschiedenen Figuren manifestiert; sie arbeitet mit Ansätzen aus dem Bereich der *gender studies* ähnlich wie Alessandro Barchiesi, der in Statius' *Achilleis* die Erziehung des Achilleus auf Skyros als spezifisch römischen Geschlechterdiskurs deutet ("the crisis of Achilles' masculinity", 59) und auf die Bedeutung von Rollenmodellen in der zeitgenössischen Rednerausbildung, die in Quintilians *Institutio oratoria* thematisiert werden, hinweist. Kirk Freudenburgs Beitrag über Juvenal als Griechenhasser und Eposverweigerer leitet über zum ersten von insgesamt vier Aufsätzen zu griechischen Autoren. Michael Paschalis widmet sich Triphiodors *Halosis Iliou* und leistet somit einen wichtigen Beitrag zur Neubewertung eines in seiner Qualität und Originalität leider immer noch (massiv) unterschätzten Texts: Beginnend bei einem Vergleich mit Hesiods Pandora, entwickelt er eine stringente Lesart des hölzernen Pferdes als Symbol für "pregnancy, parturition and birth" (97) und betont "the Horse's capacity to breed male violence and Athena's role as Eileithyia" (100). Philip Hardie liest den Konflikt zwischen Zeus und Typhoeus in Nonnos' *Dionysiaka* als poetologischen Diskurs und sieht in dem hundertarmigen Monster "a challenge to the authority of the epic poet in his role of panegyrist of the Olympian gods" (121). Der einzige Beitrag zur christlichen Literatur stammt von Francesco Stella, der anhand

ausgewählter Passagen die vielfältigen Beziehungen der biblischen Epik zu ihren paganen Vorbildern (“biblical-Semitic” und “Greco-roman”, 132) untersucht, unter Zuhilfenahme aufschlussreicher Methoden der Intertextualitäts- und Toposforschung. Dass sich abschliessend gleich zwei Autoren den wenig gelesenen *Orphica Argonautica* zuwenden, ist besonders erfreulich: Richard Hunter legt den Schwerpunkt auf die textinhärente Gattungsdiskursivität (“generic consciousness”, 149 und öfters) und definiert das anonyme Epos als “a brilliant exercise [...] in how to create one’s own literary space” (166), während Damien P. Nelis aufgrund minutiöser Textvergleiche die Existenz verlorener orphischer Epen kosmo- bzw. theogonischen Inhalts postuliert, die seiner Meinung nach auch Apollonios Rhodios, Valerius Flaccus und Silius Italicus als Vorbild gedient haben.

Mit Blick auf den Band als Gesamtes ist festzustellen, dass die Frage nach dem «direkten Einfluss» lateinischer Literatur auf griechisch schreibende Autoren durchweg negativ beantwortet wird; statt dessen nimmt man verlorene gemeinsame Quellen (“some Hellenistic text or texts that do not survive”, Hardie 129) an, um Berührungspunkte zwischen griechischen Texten mit chronologisch prioritären lateinischen (z.B. Nonnos und Ovid) zu erklären. Diese eher konservative Haltung mag in einem Buch, das sich explizit beiden klassischen Sprachen und Literaturen widmet und deren Autoren zuweilen mit trendigen modernen Ansätzen andernorts nicht sparen, etwas erstaunen. Ausgespart ist ferner die Frage, inwiefern sich die kaiserzeitliche Epik im Kontext der Zweiten Sophistik verstehen lässt – ein Aspekt, der im Zusammenhang mit der generellen Beurteilung von Poesie im Kontext dieser vornehmlich prosaisch dominierten intellektuellen Strömung interessant gewesen wäre.

Silvio Bär

Carsten Drecoll: Nachrichten in der Römischen Kaiserzeit. Untersuchungen zu den Nachrichteninhalten in Briefen. Carsten Drecoll Verlag, Freiburg i.Br. 2006. 260 p.

L’auteur – qui se publie lui-même – propose une analyse communicationnelle de la transmission de ce que nous appelons aujourd’hui des «nouvelles» dans l’épistolographie impériale grecque et latine, sur une période qui s’étend du I^{er} au V^e siècle. Sa base documentaire englobe presque tous les grands corpus de correspondances générales – celle de Jérôme fait défaut – qui nous sont parvenus, les témoins sur papyrus ainsi que les lettres insérées dans l’historiographie. L’analyse s’effectue d’après une grille factuelle (18–19) qui sépare les informations en cinq classes: la cour impériale, les guerres, les provinces, les catastrophes, la ville. Par la bande, ce travail éclaire certains aspects de la formation des corpus de correspondance. En effet, souvent publiés après décès, ceux-ci ont été configurés selon l’image que l’on se faisait de leur auteur. Par exemple, des lettres d’un Ambroise ou d’un Augustin, perçus avant tout comme les défenseurs de la foi, on apprend que celles de contenu informationnelles, les *epistulae minores* (AVG. *epist.* 12; p. 168), ont été éliminées au profit de celles de contenu théologique (167–173). Par contraste, d’un Cyprien, reçu certes comme théologien, mais surtout, et plus encore qu’Augustin, comme archétype épiscopal, bien des lettres à contenu factuel ont été conservées. Il en va de même d’un Sidoine Apollinaire, dont l’activité d’évêque illustre au plus juste la transition d’un pouvoir qui glissait d’une magistrature antique, laïque et défaillante vers une autorité protomédiévale, cléricale et dominée par l’évêque. En revanche, nul ne sera surpris d’apprendre que ces pipelettes de Symmaque et de Libanios raffolent de tout ce qui concerne leur ville et les carrières de leur entourage sénatorial! Une synthèse (234–240) sur la circulation de l’information dans une civilisation qui ne possède pas de canaux médiatiques conclut ce livre écrit dans un style d’une efficacité très anglo-saxonne et presque entièrement dépourvu d’a priori théorique. Il ne reste plus qu’à prolonger cette étude de manière à y englober Ennode, Avit, Grégoire, Cassiodore et les autres, et à la poursuivre dans une perspective sociologique et argumentative qui considère d’une part la rhétorique épistolaire et son application au traitement de la nouvelle, et d’autre part la relation existant entre la manière dont on se commente l’actualité et ce que l’on est dans la société.

Carole Fry

Christian Marek: Die Inschriften von Kaunos. Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik des Deutschen Archäologischen Instituts. Vestigia 55. C. H. Beck, München 2006. XIII, 416 p., cartes, planches et figures, bibliographie, indices, concordance.

Ce magnifique volume contient bien plus que ne le laisse entendre le titre: après un bref historique des recherches conduites à Caunos depuis le XVIII^e siècle, on trouve tout d'abord un recueil des 178 *testimonia* antiques, littéraires, papyrologiques ou épigraphiques relatifs à la cité de Caunos, accompagnés d'une traduction allemande (7–78), puis deux chapitres consacrés, l'un à la géographie, à la topographie et à l'histoire de Caunos, et l'autre aux institutions et aux monuments (79–107). Vient ensuite un chapitre dévolu aux supports des inscriptions, avec étude paléographique, chronologique, grammaticale et orthographique (109–118). Le *corpus* proprement dit comprend 11 textes en langue carienne (119–129), puis les 227 textes grecs découverts à ce jour à Caunos, fragments et graffiti compris, accompagnés d'une photo (souvent excellente), d'une traduction allemande et d'un commentaire (130–274). Les documents grecs les plus anciens remontent au début du IV^e siècle av. J.-C. (n° 81: base de la statue de Conon), les plus récents datent du IV^e siècle de notre ère (n° 145: milliaire des empereurs Julien et Gratien).

Le volume contient plusieurs documents importants, parmi lesquels il faut mentionner un décret daté de la 15^e année d'un roi Antigonos, qui peut être Monophtalmos ou Gonatas (n° 4). Quelle que soit la solution retenue (303 ou 269 av. J.-C. – l'auteur ne tranche pas), ce texte indique que les Antigonides avaient conservé, ou recouvré brièvement, une certaine influence dans une zone traditionnellement sous influence lagide. Signalons aussi les trois décrets de Smyrne pour des juges de Caunos, avec la réponse des Cauniens (n°s 17–20), et surtout le très long dossier relatif au règlement douanier de l'époque d'Hadrien (n° 35), également connu par un fragment trouvé à Myra, auquel l'auteur consacre un important commentaire (175–221). Il défend la thèse, déjà soutenue par M. Wörrle en 1975, d'une part, que Caunos ne faisait pas partie de la province d'Asie comme on l'avait cru jusqu'à la découverte du *Monumentum Ephesenum*, mais de la province de Lycie et, d'autre part, que lors de l'annexion de ce territoire en 43 apr. J.-C., la perception des impôts sur les marchandises ne fut pas confiée à des publicains ou à procurateurs impériaux, comme c'était le cas dans les autres provinces. Elle fut laissée aux soins du *koinon* et des cités, qui avaient établi un système complexe de perception, repris tel quel par les autorités romaines.

Les spécialistes pourront sans doute manifester leur désaccord à l'égard de telle ou telle lecture, ou critiquer certaines restitutions proposées par l'auteur, mais plus personne ne devrait écrire une ligne sur la cité de Caunos sans se référer à cet ouvrage essentiel. Pierre Sánchez

Sophie Minon: Les inscriptions éléennes dialectales (VI^e–II^e siècle avant J.-C.). Volume I: Textes. Volume II: Grammaire et vocabulaire institutionnel. École Pratique des Hautes Études, Sciences historiques et philologiques III: Hautes études du monde gréco-romain 38. Droz, Genève 2007. XXXII, 280 S. u. 22 Taf.; XIII, 377 S. u. 2 Karten.

Die neuen kommentierten Studienausgaben griechischer Dialektinschriften (Laurent Dubois, Catherine Dobias-Lalou, Guy Vottéro u.a.) erfahren mit den hier anzuzeigenden Inschriften von Elis eine weitere, substantielle Bereicherung. Die beiden Bände sind sehr sorgfältig und übersichtlich gestaltet. Dem 1. Bd. sind, abgesehen von den Texten instruktive Einführungen, ein Kapitel über Schrift- und Datierungsprobleme sowie Tafeln (mit Photos von S. M. und teilweise korrigierten älteren Umzeichnungen) beigegeben, dem 2. Bd. abgesehen von der Grammatik und weiteren analytischen Kapiteln eine Konkordanz, Indizes und zwei Karten. Die elischen Dialektinschriften bilden – dank dem Heiligtum von Olympia – ein ganz ausserordentliches Corpus: 35 gewichtige Texte (23 davon noch im Lokalphabet), v.a. Gesetze und Bündnisse, fast alle auf Bronzetafeln und zu einem stattlichen Teil vollständig erhalten, sowie weitere 36 Nummern mit kleineren Texten geben uns, ganz abgesehen vom inhaltlichen Interesse, einen Einblick in einen der «exotischsten» griechischen Dialekte. Eine Kostprobe: αἰ ζε τις κατιαραυσειε φαρρεν ορ φαλειο, «Si quelqu'un le maudissait, qu'il soit banni comme s'il l'avait fait à un Éléen» (139f., Nr. 20). Die Texte sind bezüglich Sprache und Inhalt vorzüglich besprochen. Zwar sagt die Autorin zu Beginn (4): «Il ne s'agit pas de refaire ici l'ouvrage d'A. Thévenot-Warelle» (*Le dialecte grec d'Élide. Phonétique et phonologie*, 1988) «mais

de lui apporter çà et là les compléments qui auront paru nécessaires». Doch ist auch der Lautlehre noch recht viel Raum gegeben. Will der Anfänger freilich z.B. zum genannten Verbum Informationen erlangen, so hilft ihm der Wortindex nichts, weil der nur auf die Inschrift verweist und im Kommentar der Inschrift einzig auf die Ausführungen zur Semantik (543), nicht aber zu phonologischen, morphologischen und syntaktischen Paragraphen verwiesen wird, obwohl das Verbum in der Grammatik selbstverständlich viele Male angeführt wird (z.B. 294 Anm. 34 -ιαρ-; 295f., 298f. u. 308 -αυ-; 319 κατ-; 342 -τ-; 396 -ε'ω; 398 s-Aor.; 405f. Opt.; 411 3. Pers. Sg.; 427 m. Gen.; 459 u. 468 Konditionalsatz; und, wie gesagt, 543f.). Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als die Grammatik von vorn bis hinten durchzulesen, was sich aber durchaus lohnt. Speziell hingewiesen sei noch auf die Kapitel zur Terminologie der Institutionen, zu den Glossen, zu den Eigennamen, zum «Niedergang» des elischen Dialektes sowie zu seiner Position im Verbund der griechischen Dialekte (wo ihm der lokrische besonders nahesteht). Die beiden Bände werden lange ein Standardwerk bleiben.

Rudolf Wachter

Francine Mawet: Deux cahiers de grammaire grecque. Cahier de phonétique grecque et cahier de morphologie verbale grecque. Lettres orientales 9. Peeters, Leuven 2006. 265 p.

Issus d'un cours de philologie grecque donné à l'Université Libre de Bruxelles entre les années 1980 et 1987, ces deux cahiers (en un volume) donnent une introduction à l'étude de la phonétique et de la morphologie historiques du grec, ce qui, en langue française, fait défaut depuis longtemps. En présentant les données d'une manière claire et didactique, l'auteure fait souvent référence au latin, au sanskrit et à d'autres langues indo-européennes, mais elle se contente généralement de présenter la matière sans donner d'arguments ni de références aux manuels classiques (qui sont notés dans une bibliographie au début de chaque «cahier»). En fait, le lecteur qui utilise régulièrement M. Lejeune, *Phonétique historique du mycénien et du grec ancien*, Paris 1972, et P. Chantraine, *Morphologie historique du grec*, Paris 1961 (2^e éd. 1964), et qui y reconnaît facilement deux sources importantes des «cahiers», continuera à recommander ces deux ouvrages à ses étudiant(e)s, parce que leurs structures et leurs rigueurs argumentatives sont exemplaires et que, en outre, les «cahiers» contiennent malheureusement un certain nombre d'erreurs dont il faudrait prévenir les lecteurs. En attique, p.ex., les inscriptions ne donnent précisément pas EMI «je suis» (29), mais EIMI, pour quelle raison que ce soit. La forme εἰσί, «ils sont», n'est point (en grec) un cas où «la laryngale disparaît à l'initiale, devant *s-» avec ensuite une «perte de l'aspiration initiale par analogie de ἐστί, etc.» (81, § 20.4; 141, § E.1.1), mais elle est issue de *h₁s-enti par une vocalisation de la laryngale préconsonnantique (selon § 20.6) et le changement intervocalique de *s > h, étape atteinte en mycénien avec e-e-si /ehensi/, suivis de la chute de l'h et la contraction de e-e à ē (écrit εἰ). On ne voit guère non plus pourquoi l'auteure postule: «στατός < *sth₂-to- (skr. sthi-ta-) (pour **σθατός attendu)»; *σθ- pourrait être attendu dans le participe actif σταντ-, où la laryngale se trouvait en position prévoalique (*sth₂ent-), mais dans l'adjectif verbale en -τος l'aspiration en sanskrit est moins facile à comprendre que la non-aspiration en grec. Une fois revus et corrigés, les «cahiers» pourraient pourtant rendre un excellent service à un large public francophone pour une première orientation dans ce domaine fascinant.

Rudolf Wachter

Philomen Probert: Ancient Greek Accentuation. Synchronic Patterns, Frequency Effects, and Prehistory. Oxford Classical Monographs. Oxford University Press, Oxford 2006. XXVI, 444 S.

Dieses Buch, aus einer Oxforder Doktorarbeit hervorgegangen, will weder ein Handbuch der griechischen Akzentlehre noch eine praktische Anleitung (hierfür sei P.s wunderbares Büchlein *A New Short Guide to the Accentuation of Ancient Greek*, 2003, ausdrücklich empfohlen!), noch eine neue umfassende theoretische Abhandlung des Themas sein, sondern “an attempt to answer some quite specific questions ... about the history of ancient Greek accentuation” (1). Jedoch lesen wir gleich darauf: “On the way we shall delve into some general characteristics of the ancient Greek accent system, and of certain sorts of language change”, und das ist nun ein Understatement: Es erwarten uns viele sehr wichtige und teilweise neue Beobachtungen zur historischen Sprachwissenschaft, etwa zum Problem, wie die Häufigkeit eines Sprachelements den Sprachwandel beeinflussen kann

(s. v.a. die Diskussion 227ff.). In einer Einführung (15–124) wird gefragt und dargelegt, was wir – aus den direkten Quellen und aus dem Vergleich mit anderen idg. Sprachen – überhaupt über die Akzentuierung des Griechischen wissen, und nebenbei eine Übersicht über die Akzentuierung als Ganzes gegeben (mit Verweisen auf den *New Short Guide*). Im Hauptteil werden ausgewählte Wortgruppen auf ihre Akzentuierungsmuster untersucht, z.B. die Wörter auf -ρο-, die meist endbetont sind, aber mit Ausnahmen, eher wenigen unter den Adjektiven (παῦρος), dafür vielen Substantiven (ἄργυρος), jedoch wiederum längst nicht allen (ἀργός). Solche Muster werden nun aber nicht einfach nur beschrieben, sondern es wird gefragt, warum die Sprache (d.h. die Sprechergemeinschaft) solche heterogenen Muster und den Aufwand, sie zu beherrschen, auf sich nimmt und wie diese entstehen können und konnten. Dies wird durchgespielt für die Substantive und Adjektive auf -ρο-, -το- und -vo- sowie, etwas anders gelagert, -λο- und -μο-, sodann für die Bildungen mit den Suffixen -ινο-, -υνο-, -ιμο- und -υμο-. Für letztere wird der idg. Hintergrund besonders intensiv ausgeleuchtet: Sie werden (268–277) als aus je zwei Calandschen Suffixen gebildete Komplexsuffixe gedeutet (die dann wie üblich ein produktives Eigenleben entfaltet haben), und zwar mit einer speziellen grundsprachlichen Wurzelakzentuierung (288). Ein zusammenfassendes Schlusskapitel (289–314; “for those who like to read books backwards I have tried to make it intelligible by itself”, 4) und verschiedene Appendizes mit den besprochenen Wörtern, ihren Belegen und ihrer Etymologie sowie die üblichen Indizes, speziell hervorzuheben ein leserfreundliches Glossar für Fachausdrücke, runden das ausnehmend sorgfältig durchdachte und gestaltete Buch ab.

Rudolf Wachter

Latin vulgaire – latin tardif. Actes du VII^{ème} Colloque international sur le latin vulgaire et tardif. Séville, 2–6 septembre 2003, édités par Carmen Arias Abellán. Universidad de Sevilla, Sevilla 2006. 572 S.

Die Tradition dieser Kolloquien reicht bereits 20 Jahre zurück (I. Pécs 2.–5.9.1985, ed. J. Herman 1987; II. Bologna 29.8.–2.9.1989, ed. G. Calboli 1990; III. Innsbruck 2.–5.9.1991, ed. M. Iliescu u. W. Marxgut 1992; IV. Caen 2.–5.9.1994, ed. L. Callebat 1995; V. Heidelberg 5.–8.9.1997, ed. H. Petersmann u. R. Kettemann 1999; VI. Helsinki 29.8.–2.9.2000, ed. H. Solin 2003). Der vorliegende Band, dem Andenken des Initiators, József Herman († 2005), gewidmet, vereinigt 44 gewichtige Beiträge zu verschiedensten Themen zwischen Plautus und mittelalterlichen Hymnen, wie gewöhnlich in buntem Sprachreigen verfasst (sp., it., fr., en., dt.). Hier die Namen der Beitragenden teils mit dem behandelten Thema: Béla Adamik (zur sich wandelnden Stellung der beiden Reichssprachen im Westen und Osten); Tamás Adamik (zu CLE 558); Olga Álvarez Huerta (zu *subdivanus* bei Egeria 37.4: «seitlich offen, aber gedeckt»); Carmen Arias Abellán (von ihr stammt auch das Vorwort); Manuel Ariza Viguera; Antonín Bartoněk (zum Rückgang des A.c.I. und Abl. abs.); Alessandra Bertocchi und Mirka Maraldi; Frédérique Biville (zur Unschärfe der Ausdrücke für [Quasi-]Synonyme in spätlateinischen wissenschaftlichen Abhandlungen, ähnlich unserem «bzw.»); Philip Burton (zur Sprachbewusstheit in Augustins *Confessiones*); Concepción Cabrillana; Gualtiero Calboli (zu den *Tabulae Pompeianae Sulpiciorum*); Louis Callebat; Moreno Campetella (zu *herbaria* «Kräuterhexe», *obligatio* «Amulett» u.ä. bei Caesarius von Arelate); José Castro Sánchez; Lucio Ceccarelli (*h* am Wortanfang bei Venantius Fortunatus); José Antonio Correa Rodríguez (Corpus der Münzlegenden des Westgotenreichs); Josep M. Escolà Tuset; Arsenio Ferraces Rodríguez; Vittorio Ferraro; Federica Foschi; Giovanbattista Galdi (zum Gebrauch des Ablativs im Osten); Carmen Gallardo (zu einigen Inschriften aus Hispanien); Benjamín García-Hernández (über die Homonyme in Isidors *De differentiis* I); Valérie Gitton-Ripoll (zu den Bemühungen des Pelagonius um klassische, teils sogar archaisierende Sprache); Gerd Haverling (zum Gebrauch der Kasus bzw. Präpositionen, speziell neuen Gebrauchsweisen des Genetivs, wie Hier. *Epist. 22.7 non erubesco infelicitatis meae* – evt. unter griechischem Einfluss?); József Herman (zur Wichtigkeit der Chronologie); Maria Iliescu (über die Qualitäten, die Wörter haben müssen, um andere verdrängen zu können); Sándor Kiss; Amina Kropp (zur Sprachpragmatik in den Defixiones); Leena Löfstedt (über Anredeformen wie *vestra fraternitas* im *Decretum Gratiani* um 1140); Helmut Lüdtke (über einen die Umgangssprache imitierenden Gebrauch von *id*, *illud* usw. bei Isidor); Brigitte Maire (*obstetrix* als Ärztin); Robert Maltby (Gerundium und Gerundiv in Bibelübersetzungen und ihre griechischen Entsprechungen);

Witold Mańczak; Antonio María Martín Rodríguez und Juan José Bellón Fernández (der Ursprung von *comerse el manso*); Piera Molinelli; Ana Moure Casas (Fragen zu Sprachnorm und -register bei Egeria); Roman Müller; Emilio Nieto Ballester; Miguel Rodríguez Pantoja (zur Sprache einiger *Carmina epigraphica*); Heikki Solin (Eigennamen); Olga Spevak; Francesco Stella; Roger Wright.

Rudolf Wachter

Norbert Geske: Nikias und das Volk von Athen im Archidamischen Krieg. Historia ES 186. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2005. 224 S.

Thema der anzuzeigenden Dissertation aus Münster ist es, die Rolle, die der Stratege und Politiker Nikias in der Zeit nach dem Tode des Perikles im Peloponnesischen Krieg gespielt hat, nicht von dessen katastrophalem Ende im Sizilienfeldzug her zu beurteilen, wie es die meisten antiken und auch manche moderne Autoren tun, sondern situativ aufgrund der jeweils aktuellen Gegebenheiten und der dafür (spärlich!) zur Verfügung stehenden Quellen. Es erscheint das Bild eines rational und kompetent handelnden Politikers und eines ebenso kundigen wie erfolgreichen Militärs, der verdientermassen das Vertrauen der athenischen Stimmbevölkerung gewann und immer wieder mit wichtigen Missionen beauftragt wurde. Insbesondere habe er seine Stellung auch nach dem überraschenden Pylos-Erfolg Kleons ungebrochen behaupten können. Im Nikiasfrieden sicherte er seiner Polis nach dieser Auffassung angesichts der durch Kriegsmüdigkeit der Athener und wechselndes Kriegsglück gekennzeichneten Lage optimale Friedensbedingungen.

Diese Thesen, die sich in erster Linie auf Thukydides und in zweiter auf die gegen den Strich gelesene Nikias-Biographie des Plutarch sowie viele Hypothesen und Plausibilitätserwägungen stützen müssen, haben viel für sich. Sie werden freilich mit grossem Wortreichtum und einigen Wiederholungen vorgetragen, so dass die Arbeit gemessen am begrenzten Ergebnis einigermaßen redundant wirkt.

Leonhard Burckhardt

Christophe Pébarthe: Cité, démocratie et écriture. Histoire de l'alphabétisation d'Athènes à l'époque classique. Culture et Cité 3. De Boccard, Paris 2006. 398 S.

Die Frage der "literacy" im klassischen Griechenland und speziell Athen ist in diesem Werk nur der Ausgangspunkt. In einem zweiten Teil «Les archives (civiques et officielles périphériques) dans l'Athènes classique» (wo wir u.a. 143ff. erfahren, dass die im Bouleuterion aufbewahrten älteren Dokumente Ende des 5. Jh. nicht ins Metroon überführt wurden) und einem dritten «La communication écrite publique: échanges de documents et fonctionnement de la cité» wird die Bedeutung der Schrift für das Funktionieren des athenischen Staatswesens nach den Quellen minutiös erforscht und unter kritischer Würdigung früherer Forschung diskutiert. Dem Resultat, es sei «possible d'affirmer que la cité utilise massivement l'écriture pour assurer son bon fonctionnement après 510» (345), werden wir gerne zustimmen und zufügen: *spätestens* ab 510! Ein paar Bemerkungen zur grundlegenden Frage nach dem Alphabetisierungsgrad und wie wir diesen messen können: Hier kommt der Autor nach einer umsichtigen Auswertung der literarischen und auch der bildlichen Quellen (Vasen mit sog. «Schulszenen») zu einem – im Vergleich zu W. V. Harris – optimistischeren Schluss: «Tout cela permet de supposer un taux d'alphabétisation supérieur à 10% et une demi-alphabétisation très importante» (53). Die Inschriften der archaischen Zeit führen ihn zum selben Resultat: Die Kenntnis der Schrift war von Anbeginn viel weiter verbreitet, als manche meinen, insbesondere nie auf die Hopliten beschränkt (56), auch unter Frauen keineswegs unüblich (58ff.) und vor allem für sehr viele Sklaven, z.B. Pädagogen, für Einkauf, Handel und Geldwesen zuständige Sklaven oder Staatsklaven, völlig selbstverständlich (60ff.). Tatsächlich war ja, entsprechende Motivation vorausgesetzt, Schreiben und Lesen mit dem Alphabet und der damaligen, einfachen Orthographie (d.h. einer fast perfekten Phonem-Graphem-Relation) sehr leicht erlernbar, und Frauen oder Sklaven konnten sich z.B. auch untereinander diese Technik ohne weiteres beibringen; die Frage ist dann höchstens, zu welchen Texten sie in der Folge Zugang hatten, um ihre Fertigkeit zu üben und zu perfektionieren. Ein sehr umsichtiges Kapitel zum Ostrakismos (63ff.), der zwar nur für einen Teil der Bevölkerung aussagekräftig ist, jedoch dessen fast hundertprozentige Schriftkenntnis, von perfekt bis ziemlich rudimentär, bezeugt, und daran anschliessend die Diskussion der «différents degrés d'alphabétisation

dans l'Athènes classique» runden das Bild von einer bemerkenswert hohen Alphabetisierungsrate ab (die n.b. für viele andere griechische Gemeinwesen in archaischer und klassischer Zeit in ganz ähnlicher Weise gegolten haben muss!).

Rudolf Wachter

Peter Rhodes: A History of the Classical Greek World, 478–323 BC. Blackwell History of the Ancient World. Blackwell, Oxford 2006. XIV, 407 S.

Die zu besprechende Geschichte des klassischen Griechenlands (von den Perserkriegen bis zum Tode Alexanders des Grossen) ist die Summe jahrzehntelanger Beschäftigung mit den vielen Aspekten, die das Thema offeriert. Zielpublikum sind Studierende der Altertumswissenschaften und ein am Gegenstand interessiertes allgemeines Publikum. Rhodes ist zweifelsohne einer der besten Kenner der Materie und darunter insbesondere der Quellen zur athenischen Geschichte der Zeit. Entsprechend quellennah und detailgesättigt ist seine Darstellung. Der Autor wählt einen narrativen Stil, der Personen und Ereignisse in den Vordergrund stellt, verweist aber stets auf die dokumentarische Basis des Erzählten und legt, wo angebracht, auch immer die Unsicherheit gewisser Erkenntnisse offen. Zu einzelnen Kapiteln werden wichtige Quellentexte sowie deren Eigenarten, Stärken und Schwächen in kurzer Paraphrase vorgestellt. Zwar nimmt der Text weitgehend eine athenische Perspektive ein, was angesichts der zur Verfügung stehenden Informationen nicht weiter verwundert, aber auch Partner und Kontrahenten wie beispielsweise Sizilien und Westgriechenland, denen längere Abschnitte gewidmet sind, kommen zu ihrem Recht. Auch wenn es sich um politische Geschichte herkömmlicher Art handelt, werden auch Fragen der Wirtschaft oder der Kultur, etwa der athenischen Baupolitik, erörtert. Der Autor urteilt nüchtern und vorurteilslos und auch dort, wo man ihm nicht folgen will, solide begründet.

Das Buch eignet sich gut als ausgiebige und verlässliche Einführung in die Politik der Zeit. Es enthält, wie bei einem Werk dieses Charakters erwartet werden darf, Zeittafeln, einige nützliche Karten, Stammtafeln und eine Liste mit (dem Zielpublikum entsprechend: englischer) Literatur.

Leonhard Burckhardt

Frank L. Holt: Into the Land of the Bones. Alexander the Great in Afghanistan. Hellenistic Culture and Society 47. University of California Press, Berkeley/Los Angeles/London 2005. 241 S., 4 Abb.

Das Buch behandelt den Eroberungszug Alexanders d. Gr. durch den Nordosten des Achämenidenreichs und das Schicksal der Region im Hellenismus. Dabei bietet der Verf. manchen interessanten Denkanlass, beispielsweise im Abschnitt zur gesellschaftlichen Situation in Ai Khanoum (154–164). Fragwürdig ist dagegen sein Versuch, das aktuelle Engagement der USA und ihrer Verbündeten in Afghanistan mit dem damaligen Geschehen zu parallelisieren. Häufig entstellt H. dabei die Fakten, setzt beispielsweise Afghanistan praktisch durchgängig mit Baktrien gleich (expl. 14) und macht Bessos, einen hohen Beamten der achämenidischen Reichsadministration und Mitglied einer privilegierten persischen Familie, wenn nicht gar des Achämenidenhauses, zum lokalen "warlord" (27). Ebensooft bemüht er Vergleiche von ernüchternder Beliebigkeit, etwa wenn er das Schicksal von Alexanders Gattin Roxane dem jener grünäugigen Frau gegenüberstellt, deren berühmtes Photo um die Welt ging (88–91), oder wenn er Philipp II. und seinen Sohn Alexander mit den Präsidenten Bush sen. und jun. in Parallele setzt (10).

Man fragt sich, was denn die Konstante sei, die angesichts der hinreichend bekannten ethnischen Verschiebungen, sozialen Veränderungen und religiösen Umbrüche, die das Gebiet Afghanistans seit Alexanders Tagen erlebt hat, jene Vergleiche rechtfertigt und das angeblich zwangsläufige Scheitern aller kriegerischen Missionen im Lande bedingt. Der Hinweis auf Geomorphologie und Klima der Region (137) genügt als Erklärung nicht, macht vielmehr deutlich, dass auch andere unzugängliche Gebirgsregionen für nicht weniger schiefe Vergleiche hätten herhalten können.

H.s Umgang mit den Schriftquellen ist vielfach zu unkritisch. So wird die im Buchtitel aufgegriffene, bei Strabon (Geogr. XI 11,3) überlieferte Schauergeschichte, der zufolge das Innere der baktrischen Hauptstadt voller menschlicher Gebeine gewesen sei, für bare Münze genommen (24f.), was die durchaus anregenden Überlegungen über den Kulturschock, den die Praxis der Leichenaussetzung bei den Griechen auslöste (25f.), entwertet.

Nicht zuletzt auch, weil H. – abgesehen von einer im Zusammenhang mit der Archäologie Afghanistans unumgänglichen Anzahl französischer Publikationen – nichtenglischsprachige Fachliteratur nahezu völlig ignoriert, ist der wissenschaftliche Wert des Werkes gering. *Bruno Jacobs*

Klaus Rosen: Julian. Kaiser, Gott und Christenhasser. Klett-Cotta, Stuttgart 2006. 569 S., 62 Abb.

Diese Biographie ist das Produkt einer vier Jahrzehnte umspannenden Beschäftigung mit Julian. Aufgrund seiner älteren Publikationen (ohne dass diese zu Präliminarien degradiert werden sollen) kann im vorliegenden Band eine Stärke des Autors Rosen (R.) besonders hervortreten: Er ist ein begnadeter Erzähler. Ob von Hofgeschehen, Geistesgeschichte, militärischen Ereignissen oder Julians Schriften (um nur einige Themen zu nennen) die Rede ist, R.s Prosa ist stets flüssig und präzise. Die literarische Qualität des Buches geht keineswegs auf Kosten methodischer Sauberkeit: R.s Quellenbenutzung und -interpretation bleibt für wissenschaftliche Leser/innen verblüffend transparent. Die benutzten Texte werden mitsamt Entstehungsbedingungen und Eigenheiten im Lauftext vorgestellt, und jeder Absatz ist mit einer Endnote versehen, die detailliert die Belegstellen für das eben Erzählte und bei Bedarf eine weiterführende Diskussion strittiger Punkte enthält. R. zeichnet (anders als der etwas reisserische Titel) ein überaus differenziertes, alle Extreme meidendes und doch faszinierendes Julianbild. Er setzt beim Tod Konstantins mit einem Epochenpanorama ein (34–53); darauf folgt der Geniestreich, dass er der eigentlichen Biographie eine julianische Selbstdarstellung und ihre umfassende Analyse vorausschickt – den Mustermythos aus der Rede gegen Herakleios (54–69). Dass der Autor Julian auch im Folgenden für die Rekonstruktion der Lebensgeschichte mit derselben Vorsicht verwendet wird wie jede andere Quelle, versteht sich von selbst. Vorsicht lässt R. auch bei der Frage nach dem Zeitpunkt der Apostasie walten, neigt dabei, was mit der Zeit deutlich wird, der Ansicht zu, dass die endgültige innere Lösung vom Christentum der äusseren nach dem Tod des Constantius nur um kurze Zeit vorangegangen ist (229–234). Diese und andere Einzelheiten der R.schen Darstellung haben die Diskussion um Julian seit Jahrzehnten bereichert, und hier kann nicht der Ort sein, darauf im Detail einzugehen. Auf die Lebensgeschichte Julians (70–393; weitergezogen bis zum Ende des Procopius) folgt noch (394–462) ein ebenso kundiges wie unterhaltsames Kapitel zur Rezeptionsgeschichte der Julianfigur in Geschichtsschreibung, Theologie, Literatur und Musik – man ist versucht, von einer Bonusmonographie zu sprechen. Dass wir hier ein neues Standardwerk vor uns haben, davon bin ich überzeugt. Zudem ist es ein wunderbar reiches Buch.

Samuel Zinsli

J. v. Ungern-Sternberg: Römische Studien. Geschichtsbewusstsein – Zeitalter der Gracchen – Krise der Republik. Beiträge zur Altertumskunde 232. K. G. Saur, München/Leipzig 2006. XIV, 434 S.

Es gibt nur wenige Aufsätze, die das Potential besitzen, sich über Jahrzehnte hin in der Forschung als unumgängliche Referenzwerke zu etablieren. Dem Basler Althistoriker Jürgen von Ungern-Sternberg ist es gelungen, sogar mehrere Beiträge solchen Gewichts zu verfassen; sie sind jetzt in einem Sammelband zusammengeführt worden, der zugleich auch Zeugnis ablegt vom jahrelangen Ringen einer Wissenschaftlerpersönlichkeit mit zentralen Grundfragen zur Erforschung der römischen Republik. Zu den wichtigsten Arbeiten des Verfassers wird man sicherlich seinen Aufsatz zur «Frühen römischen Überlieferung im Lichte der Oral-Tradition-Forschung» (1–29) zählen müssen, der durch die Anwendung ethnologischer Modelle zur Beschaffenheit mündlicher Überlieferungen ganz neue Perspektiven für die Analyse der frühen römischen Historiographie eröffnet hat, die mittlerweile aus der Diskussion nicht mehr wegzudenken sind. Auch die Arbeiten zur Verarbeitung der Gallierkatastrophe 387 v. Chr. (113–131; 132–146), zum «Ende des Ständekampfes» (147–169) und seiner Wahrnehmung (170–180) oder zur «Legitimitätskrise der römischen Republik» (390–404) werden lange von grundlegender Bedeutung für die Forschung bleiben. Es ist insbesondere die geglückte Verbindung von rechts-, sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen, gepaart mit feinsinnigen Quellenanalysen und dem gleichzeitigen steten Blick für die grösseren Zusammenhänge, die von Ungern-Sternbergs Arbeiten auszeichnet. Sein besonderes Interesse für die römische Historiographie

spiegelt sich zudem in Studien zu Wahrnehmungsmustern, Traditionsbildung und Geschichtsbildern, die der Forschung bereits zahlreiche Impulse verliehen haben.

Der vorliegende Sammelband vereinigt nur die wichtigsten Arbeiten des Verfassers zur römischen Republik, ergänzt um bislang unveröffentlichte Untersuchungen zu Hungersnöten im Rom des 5. Jh. v. Chr. (100–112), zu den traumatischen Folgen der Gallierkatastrophe (132–146) und zu «Appians Blick auf Rom» (199–217). Ursprünglich englischsprachige Texte wurden ins Deutsche übersetzt. Dass die Beiträge, die sämtlich neu gesetzt worden sind, nicht mit der Paginierung des Originals versehen worden sind, dass zudem ein Register fehlt, sind bedauerliche formale Mängel, die der hohen inhaltlichen Qualität dieser Schriftensammlung freilich keinen Abbruch tun.

Mischa Meier

Matthias Gelzer: Pompeius. Lebensbild eines Römers. Neudruck der Ausgabe von 1984 mit einem Forschungsüberblick und einer Ergänzungsbibliographie von *Elisabeth Herrmann-Otto*. Franz Steiner, Stuttgart 2005. 244 S., 3 Karten.

Während Matthias Gelzer seine Caesarbiographie in sechs erheblich überarbeiteten Auflagen, zuletzt 1960, vorgelegt hat, beliest er es im Falle des Pompeius im wesentlichen bei der Fassung, die er mitten im Zweiten Weltkrieg bis 1944 niedergeschrieben hat. Anders als Caesar war dessen grosser Gegenspieler für ihn keine Herzensangelegenheit, zumal dieser keine Schriften hinterlassen hat und in seinen Motiven und Plänen nur schwer fassbar ist. Gleichwohl hat G. auch dessen Biographie in unübertroffener Kenntnis der antiken Überlieferung und mit klarem Blick für die Probleme der späten römischen Republik verfasst, vor dem Hintergrund der politischen Spielregeln der Zeit, die er selbst in seiner *Nobilität der römischen Republik* (1912) grundlegend skizziert hatte. Da die moderne Literatur kaum berücksichtigt war (die vorliegende Ausgabe bringt jeweils am Seitenende mit * einige wenige spätere Notizen Gelzers), konnte das Werk auch in dieser Hinsicht nicht veralten, und so ist es bis heute die sachhaltigste Darstellung des Pompeius nach den Quellen in deutscher Sprache geblieben.

Die nach 1984 nunmehr wiederholte Neuausgabe durch Elisabeth Herrmann-Otto ist schon deshalb sehr verdienstvoll. Willkommen sind auch ihr Forschungsüberblick 1984–2004 und die Bibliographie, die allerdings (zu) sehr an der Person des Pompeius orientiert sind und nicht ahnen lassen, dass eben in diesen letzten zwanzig Jahren eine grundlegende Debatte über das gesellschaftlich-politische System in Rom in Gang gekommen ist, für die hier nur Fergus Millar und Karl-Joachim Hölkeskamp genannt seien. Auch im engeren Bereich fallen Lücken auf; besonders erstaunlich ist das Fehlen der grossangelegten Studie zum Pompeius-Porträt von Luca Giuliani, *Bildnis und Botschaft. Hermeneutische Untersuchungen zur Bildniskunst der römischen Republik* von 1986. Gleichwohl wird jeder auch die Neuausgabe von Gelzers Biographie mit Nutzen heranziehen, der wissen will, was über Pompeius verlässlich gesagt werden kann.

Jürgen v. Ungern-Sternberg

Edward Champlin: Nero. The Belknap Press of Harvard University Press, Cambridge, MA/London 2003. 346 S.

Eine weitere Biographie über den «wahnsinnigen» Caesaren? Wer das Buch von Edward Champlin (C.) mit dieser Erwartung zur Hand nimmt, wird gleich doppelt und in positivem Sinn enttäuscht: Nicht eine Biographie legt C. vor, sondern er geht den Gründen für die Faszination nach, die von der Nero-Figur über Jahrhunderte ausging. Und es ist nicht ein verrückter *princeps*, der in den rund 240 Textseiten untersucht wird, vielmehr eine öffentliche Figur, die es versteht, das Bild ihrer Person zielgerichtet auszugestalten und in unterschiedliche Rollen verschiedenen Publika zu vermitteln.

Mit den letzten Wochen von Neros Leben setzt das erste Kapitel ein: Wie eine spannende Kurzgeschichte erzählt C. nach, was Sueton (und die Epitome von Dios Buch 63) über Neros Tod berichten – und der Autor ist sicher, dass die überlieferten Details “certainly on eyewitness accounts” (6) beruhen. Doch mit dem – historisch nicht zu bezweifelnden – Tod Neros im Juni 68 beginnt ein zweites Leben der Figur. Nero wird zum *Volkshelden*, der weiterlebt auf der Grundlage entweder der Infragestellung des Todes und des Glaubens an seine Wiederkunft oder seines Ruhmes, der als über den Tod hinaus wirksame Kraft gilt. C. führt von den drei «falschen Neros» in den folgenden

zwei Jahrzehnten über die jüdischen Prophezeiungen der Sibyllinischen Orakel vom 1. bis 3. Jh. zum christlichen Bild Neros als Antichristen und, im Gegenteil, zu positiven Nero-Bildern in der griechischen Literatur und selbst bei einem christlichen Autor wie Johannes Malalas im 6. Jh. Aufgrund dieses dichten Nachlebens entwickelt der Autor seine Ausgangsfrage: Wie wollte ein Nero gesehen werden, und welche Wirkung hatten seine Taten auf ein «Publikum», das ihn ganz offensichtlich über Jahrhunderte in Erinnerung behielt?

In einem zweiten, quellenkritischen Kapitel diskutiert C. das Nero-Bild, das Tacitus, Sueton und Dio skizzieren; er stellt dabei klar, dass es ihm nicht um eine «Rehabilitation» Neros geht – “he was a bad man and a bad ruler” (52) –, jedoch um höchste Vorsicht gegenüber den Interpretationen und den Erklärungen der Beweggründe von Neros Handeln durch die antiken Autoren. Wie diese Vorsicht produktiv genutzt werden kann, expliziert der Autor in den sechs folgenden, thematisch ausgerichteten Kapiteln: Mit seinen künstlerischen Auftritten (Kap. 3) nahm Nero die politische Bedeutung von Spielen in Rom ernst und präsentierte sich in Griechenland, um als Sänger, Schauspieler, Wagenlenker und Verkünder seiner Siege gesehen zu werden; damit zeigte er sich zugleich als “determined performer” und als römischer *princeps* und stellte die Grenze zwischen diesen zwei Bereichen in Frage. Die mythologischen Figuren, die Nero auf der Bühne inkarnierte (Kapitel 4), hatten einen klaren Bezug zum Inzest mit und Mord an der Mutter, allerdings – als Orest oder Ödipus – in klar exkulperendem Kontext. Nero assoziiert seine Person mit Apollo und Hercules (Kapitel 5) und stellt damit seine Rolle als Erhalter der Weltordnung heraus in einer dialektischen Freundschaft von Gott und Held. Ausgehend von der Ehe mit Sporus, der an die Stelle von Poppaea Sabina tritt, postuliert C. Nero als «*Saturnalicus princeps*» (Kapitel 6), eine Rolle, die sich auch in seiner Ehe – in der Rolle der Braut – mit Pythagoras wiederfindet. Der Brand Roms im Jahre 64 und der Bau der *domus aurea* ist Gegenstand des siebten Kapitels, das entgegen heute weitverbreiteter Ansicht Nero tatsächlich als Brandstifter darstellt und sein *Goldenes Haus* als ein in der Stadt errichtetes Baiae für die stadtrömische *plebs*. Das Buch schliesst mit der Diskussion von Neros am römischen Triumph orientierten Paraden, worin sich die Transformation dieser höchsten Ehre eines römischen Feldherrn zu einer unkriegerischen Verschmelzung von hellenistischen und römischen Traditionen zeigt: “the triumph of an artist” (234) – Nero erweist sich als ein Performancekünstler, der die Wirkungen seines Handelns auf das jeweilige Publikum zu berechnen wusste.

Angesichts der konsequent kritischen Haltung des Autors gegenüber den überlieferten und in der Forschung etablierten *Interpretationen* erstaunt es, wie unbekümmert direkt er von literarisch überlieferten *Ereignissen* auf deren Faktizität schliesst: Das obengenannte reine Postulat des «Augenzeugenberichts» für den Tod Neros ist nur ein Beispiel für ein allgemeines Vorgehen, das völlig unbelastet von narratologischen oder anderen literaturtheoretischen Ansätzen in den Berichten die Wirklichkeit des Geschehens liest. Über diese «Fakten» kann man mit guten Gründen anderer Meinung sein als der Autor. Doch die Stärke dieses Buches liegt in der Diskussion der Interpretationen und der Zuschreibungen von Handlungsmotiven: C. führt seinen Lesern und Leserinnen auf höchst erfrischende Weise (und ohne ein theoretisches Wort darüber zu verlieren) vor, wie produktiv zwei zentrale Konzepte postmoderner Kulturwissenschaft – Identitätskonstruktion als Performanz und Pragmatik als Austausch zwischen Produzenten und Rezipienten von Zeichen – zu ungewohnten Gedanken und zur Öffnung von Perspektiven hinführen können. Und indem der Autor seine Argumentation offenlegt und breit dokumentiert (rund ein Drittel des Umfangs nehmen Anmerkungen, Bibliographie und Index ein), versieht er sein Werk mit der Qualität einer Einladung zur kritischen Auseinandersetzung mit seinen Thesen.

Thomas Späth

Dennis Pausch: Biographie und Bildungskultur. Personendarstellungen bei Plinius dem Jüngeren, Gellius und Sueton. Millennium-Studien 4. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2004. X, 408 S.

Die vorliegende Untersuchung, eine an der Universität Giessen entstandene Dissertation, richtet ihren Blick nicht auf die antike Biographie als literarische Gattung, sondern auf die gesellschaftlichen Funktionen der biographischen Elemente in den Werken der drei im Titel genannten Autoren des 2. Jh. n. Chr. Dennis Pausch (P.) postuliert eine intentionale Nutzung der biographischen

Darstellungsweise durch die Autoren, die auf diese Weise der Erwartung der «Bildungskultur» der kaiserzeitlichen Oberschicht nach «biographischer Information» (42) entsprechen. Das einleitende Kapitel umreißt die Herausbildung dieser Bildungskultur als Folge des Untergangs der «republikanischen Staatsform», der mit Trajan zur «unumkehrbaren Tatsache geworden» (9) war: An die Stelle eigenständiger politischer Tätigkeit seien literarische und kulturelle Aktivitäten als neue Mittel der sozialen Distinktion getreten; die Kenntnis der grossen Männer der Vergangenheit (und nun auch der Gegenwart) sei dafür Voraussetzung, und entsprechend habe die Literatur, die das biographische Wissen vermittelte, eine grosse Bedeutung erlangt. Diese These wird in drei Einzeluntersuchungen erläutert und konkretisiert: In einer Auswahl von «Porträtbriefen» des Plinius zeigt P., wie der Briefschreiber den Ruhm der vorbildhaften Protagonisten und zugleich seine eigene *fama* (143) pflegt. Die Analyse der biographischen Passagen der *noctes Atticae* – und insbesondere der Viten von Euripides, Demosthenes und Herodes Atticus – wird zur Folgerung geführt, dass Aulus Gellius Materialien für gehobene Bildungsansprüche präsentiert und dem Dekadenz-Topos früherer römischer Geschichtsschreibung eine klare Absage erteilt. An Suetons Vitellius-Vita entwickelt P. sein Postulat, dass die Kaiserbiographien weniger aus der Gattungstradition zu verstehen seien denn als Antwort auf den Bedarf der gesellschaftlichen Aufsteiger, die sich das «gesellschaftlich geforderte Wissen» anzueignen hatten und denen der Autor zugleich «*utilitas* und *delectatio*» bot (323). Die Studie schliesst mit einem konzisen «Fazit», das die weitgehende Übereinstimmung der drei Autoren in ihren biographischen Darstellungsformen festhält; das vermittelte biographische Wissen bildet einen wesentlichen Teil der Allgemeinbildung der Eliten, worin exemplarische Werte und damit wichtige Elemente der Oberschichtsidentität vermittelt werden.

Die Untersuchung entwirft ein sehr klares Bild der Funktion literarischer Texte für die kaiserzeitlichen Eliten – ein, wie mir scheint, allzu klares Bild: Die synchronische Perspektive auf das 2. Jh. verleitet dazu, die veränderte gesellschaftliche Situation als einen Bruch hinzustellen – sozialer Wandel wird nicht als Prozess erfasst, und die Gleichzeitigkeit mancher Ungleichzeitigkeiten erhält keinen Raum. Eine Dosis Diachronie hätte einige der für die «Bildungskultur» des 2. Jh. postulierten Neuerungen in eine Tradition einordnen lassen – dass exemplarische Figuren in ihrer Bedeutung zu Chiffren für Werte und Verhaltensweisen geworden sind, lässt sich etwa bei Valerius Maximus oder in den Reden Ciceros sehen, und eine Vorliebe für biographische Anekdoten entwickeln nicht erst die Autoren des 2. Jh., sie prägt manche Passagen von Livius' Geschichtswerk. Eine methodologische Auseinandersetzung mit dem von P. von der ersten Seite des Vorworts (VII) an gesetzten «funktionsgeschichtlichen Ansatz» fehlt, und so werden auch die Einschränkungen (aus literaturtheoretischer wie historischer Sicht) nicht diskutiert, die eine (rein) funktionalistische Betrachtungsweise mit sich bringt. Der Wert von P.s Untersuchung liegt deshalb weniger in der methodologischen oder historischen Vertiefung als im konsequent durchgeführten Anliegen, literarische Texte in den Zusammenhang ihrer gesellschaftlichen Rezeptionssituation zu stellen: Die präzisen Textanalysen und die daraus gewonnenen Thesen sind höchst anregende Herausforderungen zur Diskussion über die disziplinären Grenzen hinweg.

Thomas Späth

Robert Malcolm Errington: Roman Imperial Policy from Julian to Theodosius. Studies in the History of Greece and Rome. The University of North Carolina Press, Chapel Hill 2006. XII, 336 p.

Dans une étude en trois parties, traitant des structures du gouvernement impérial, de la politique intérieure et étrangère de l'empire, de l'évolution presque diamétralement opposée des villes de Rome et de Constantinople, et surtout des rapports complexes entre empereurs et dignitaires ecclésiastiques dans la seconde moitié du IV^e siècle, R. M. Errington propose une lecture neuve et perspicace des historiens de l'Antiquité tardive et surtout des constitutions réunies dans le *Code théodosien*. La thèse principale de l'ouvrage est que la politique impériale pendant les trois décennies couvertes s'avère être essentiellement réactive et viser avant tout au maintien de l'ordre public, de la sécurité intérieure et dans les zones frontalières, et de la légitimité dynastique face aux multiples tentatives d'usurpation, de Procopius à Eugenius, en passant par Magnus Maximus. L'Empire romain de l'époque qui va de la mort de Julien en 363 à celle de Théodose I^{er} en 395 est le théâtre de changements subtils et profonds, le plus souvent d'importance locale, mais néanmoins précurseurs de la séparation entre

Orient byzantin et Occident médiéval, phénomène reconstructible grâce à une critique serrée des sources littéraires de l'époque, souvent engagées et promptes à la mythologisation des personnes et des événements. L'histoire politique est, selon les sources antiques, essentiellement le résultat des actions des individus, et l'auteur reconstruit de manière vivante la psychologie des acteurs principaux et secondaires, qui tous appartiennent essentiellement aux couches supérieures de la société, dans cette quête incessante de l'équilibre ou de la survie politique, voire de l'intégrité corporelle, de la dignité sociale ou du salut spirituel. A travers une myriade de choix malheureux et d'accidents de terrain, de décès intempestifs, comme la défaite cinglante de Valens à Adrianopolis en 378 ou le vraisemblable suicide de Valentinien II en 392, le récit historique se déroule inlassablement et, sous la plume élégante de l'auteur, fait sens, même lorsqu'il contredit – et c'est souvent le cas – l'orthodoxie historiographique ancienne et moderne. En raison du regain d'intérêt actuel pour le *Code théodosien* et les auteurs de l'Antiquité tardive, l'ouvrage de R. M. Errington se recommande par sa maturité, sa profondeur et son originalité.

Jean-Jacques Aubert

Elke Stein-Hölkeskamp/Karl-Joachim Hölkeskamp (Hgg.): **Erinnerungsorte der Antike**. Die römische Welt, C. H. Beck, München 2006. 797 S., 119 Abb.

Das voluminöse Buch, das über Rom als «Erinnerungsort» informieren will und nach der Intention der Herausgebenden in möglichst «zugänglicher Weise und ohne (überflüssigen) Jargon [...] den Stand der kultur- und altertumswissenschaftlichen Forschung widerspiegeln» soll (13f.), ist nicht nur ein sehr lesbares, sondern auch inhaltlich gewichtiges Werk zu der Weltmächtigkeit, die Rom war, geworden. Es gibt einer hauptsächlich deutschsprachigen Altertumsforschung (die neuerdings unter Dauernachweiszwang steht) Gelegenheit zu zeigen, was sie vermag, und ist offensichtlich mit klugem Bedacht geplant worden: ohne dass – bei dem flüssigen Konzept des «Erinnerungsorts» – kategorisierender Zwang spürbar wird, wirkt doch das sehr weitgespannte Bild aus Bildern, das die vielen eigenständigen Beiträge evozieren, erstaunlich kohärent. Mit dem aggressiven Symbol der Wölfin (und der römischen Frühzeit) beginnend und der faschistischen Rom-Rezeption endend, beschreibt es konkrete wie literarische, soziale, religiöse und rein inszenatorische «Orte» (vom Kapitol bis zu Sankt Peter, von Leichenzug und Triumph bis zum Gladiatorenspiel und von Livius bis zum Römerbrief) und bleibt doch dem eigenartig Römischen (das ja als solches nicht einfach zu definieren ist) und seiner Nachwirkung immer auf der Spur. Ein historisch interessierter Laie erhält hier ein Gesamtbild (durchaus mit Schwerpunkten: Augustus begegnet man öfter als Cato), das sich nicht einfach in bunte oder interessante «Facetten» auflöst, sondern eine sehr ernsthafte und bei aller Faszination für das Erzählte ernüchternde Ansicht von der antiken Stadt ermöglicht, die zur «Welt ohne Alternative» anwuchs, zur *imperiosa civitas*, bei der das «von keinerlei Selbstzweifeln angekränkelte Überlegenheitsgefühl» (M. Jehne, 241) auch noch die Erinnerung zur «Waffe» (T. Hölscher, 102) werden liess und die dann noch über ihren politischen Niedergang hinaus etwa in «Sankt Peter» eine neue «länderübergreifende Instanz der Herrschaftslegitimation» (F. A. Bauer, 639) entstehen liess. Das umfangreiche Buch in einem Zug durchzulesen, wie es der Rez. getan hat, ist vielleicht nicht jedermanns Sache, doch hält es diesem Test durchaus stand. Es hat auf achthundert Seiten wenig Schwächen (eine Bemerkung über die Christen, «die zur Zeit Neros Rom anzündeten oder sich der Brandstiftung brüsteten» – so M. Clauss, 588 –, sollte nicht ohne Beleg stehenbleiben). Als Ferienlektüre wiegt es zwar etwas schwer, doch in der Bibliothek leistet es verschiedene Dienste. Etwa als ansprechende Informationsquelle (oder gar als «Roman der Wissenschaft» über die grosse Welt- und Kulturmacht) für den Laien oder als Handbuch für Forschende und Studierende, das über viele wichtige Bereiche via Anmerkungsapparat auch einen schnellen Weg zur wichtigen Literatur ermöglicht. Das gut ausgestattete und gut zu lesende Buch dürfte den breiten Leserkreis finden, den es verdient.

Alfred Schmid

Wiesehöfer, Josef/Huyse, Philip (Hgg.): **Ērān ud Anērān. Studien zu den Beziehungen zwischen dem Sasanidenreich und der Mittelmeerwelt.** Beiträge des Internationalen Colloquiums in Eutin, 8.–9. Juni 2000. Unter Mitarbeit von Carsten Binder herausgegeben. Oriens et Occidens 13. Franz Steiner, Stuttgart 2006. 288 S.

Der vorliegende Band enthält folgende Einzelabhandlungen: J. Balty beschreibt die gegenseitige künstlerische Beeinflussung iranischer und römischer Mosaiken (29–44). W. Drijvers befasst sich mit dem Bild, das der römische Historiker A. Marcellinus von der sasanidischen Gesellschaft zeichnet (45–69). P. Gignoux referiert über den Forschungsstand bezüglich der Einflüsse griechischer, syrischer und indischer Wissenschaft und Philosophie auf die iranische Geistesgeschichte (71–81). R. Gyselen behandelt die wechselseitige Beeinflussung der mediterranen und der iranischen Ikonographie (83–103), U. Hartmann den «Verräter» Mareades (105–142). M. Heil listet die Perser auf, die in römische Dienste traten, und umgekehrt die – wenigen – Römer bei den Persern (143–179). P. Huyse stellt die Quellen zur sasanidischen Königstitulatur vergleichend zusammen (181–201). A. Luther geht der Frage nach, inwieweit nach der Gefangennahme Kaiser Valerians römische Gebiete durch die Perser besetzt wurden (203–219). A. Panaino befasst sich mit dem seltenen Fall einer sasanidischen Königin (221–240), R. M. Schneider mit den orientalischen Einflüssen auf die spätantike Kunst und Ikonographie (241–278), und schliesslich kündigt U. Weber ein Projekt «Prosopographie des Sasanidenreiches im 3. Jh. n. Chr.» an (279–285). Die Einleitung von J. Wiesehöfer (9–28) macht eindringlich klar, dass die interdisziplinäre Zusammenarbeit in bezug auf die antiken Ost-West-Beziehungen zwar Fortschritte gemacht hat, aber längst noch nicht so weit entwickelt ist, wie es sachlich geboten wäre. Es ist nun einmal nicht möglich, die komplexe Materie der Jahrtausende währenden, wechselvollen gegenseitigen kulturellen Durchdringung zwischen «Orient» und «Abendland» nur von einer Fachrichtung her zu untersuchen, ohne zu einseitigen (Fehl-)Schlüssen zu gelangen. Insoweit ist W.s Appell an die Althistoriker(innen), aufgrund ihres besonders geeigneten inhaltlichen und methodischen Rüstzeugs als «Moderatoren» zur Zusammenführung verschiedener institutionell getrennter Disziplinen zu wirken, nur zu berechtigt. *Ursula Hackl*

Henriette Harich-Schwarzbauer/Thomas Späth (Hgg.): **Gender Studies in den Altertumswissenschaften: Räume und Geschlechter in der Antike.** Herausgegeben unter Mitwirkung von Judith Hindermann. Iphis 3. Wissenschaftlicher Verlag Trier, Trier 2005. XIV, 242 S.

Dass der Raum eine für die Geschlechterforschung sowohl relevante wie auch aufschlussreiche Kategorie ist, ist in den Altertumswissenschaften seit längerem erkannt, doch keineswegs erschöpfend behandelt worden. Der vorliegende Band, der auf eine 2004 in Basel veranstaltete Tagung zurückgeht, rollt das Thema neu auf und versammelt ein breites Spektrum gegenwärtiger Zugangsweisen zur Frage nach der Rolle des Raums – oder von Räumen – für das Geschlechterverhältnis in der Antike. Nach der konzisen Einleitung des Herausgeberduos resümiert P. Schmitt Pantel wichtige Etappen der bisherigen Forschungsgeschichte und zeigt Möglichkeiten auf, frühere Ergebnisse zu nuancieren, indem der Zusammenhang zwischen der Geschlechterdifferenz und anderen sozialen Konstrukten wie Öffentlichkeit oder gesellschaftlicher Rang neu befragt wird. Grundlagenarbeit leistet auch A. Stähli: Mit dem Begriff des sozialen Raums (Bourdieu), unter dem ein symbolisches System der räumlichen Organisation sozialer Interaktion zu verstehen ist, das gebauten Räumen vorgelagert ist und diese strukturiert, vermag er zwischen in Bildern dargestellten Räumen und sozialer Praxis zu differenzieren. C. Calame zeigt, wie in Euripides' *Hippolytos* der dramatische Raum des fiktionalen Geschehens mit der Lebenswelt des Publikums mittels des Chores interagieren konnte, wobei er ein besonderes Augenmerk auf die (z.T. ambivalenten) geschlechtlichen Identitäten der Figuren richtet. F. Mencacci untersucht in der augusteischen Literatur das labile Gleichgewicht zwischen Schutz und Kontrolle der Frau. S. Gödde zeichnet nach, wie die Personifikation der Fama teils den Raum durch ihre rasche Ausbreitung performativ einnimmt, teils selber räumlich gedacht wird, nämlich als Haus (bei Ovid), wobei bemerkenswerte Ähnlichkeiten mit Pandora aufscheinen, deren Fass bei Hesiod ebenfalls als Haus bezeichnet wird. Weitere Beiträge widmen sich den von Frauen genutzten Räumen im Haus, dem Symposion, dem Kult der Kourotrophoi, der Geschlechterdifferenz in der Kindheit, dem Geschlechtswandel der Iphis. Die Vielfalt der Themen illustriert die Komplexität der Frage-

stellung; diese gewinnt durch die vorgelegten Interpretationen an Tiefenschärfe. Zweifellos wird der Band auch über den engeren Kreis der Genderforschenden hinaus Interesse finden.

Karin Schlapbach

Simonetta Terio: Der Steinbock als Herrschaftszeichen des Augustus. Orbis antiquus 41. Aschendorff, Münster 2006. VIII, 305 S.

Diese Dissertation untersucht die Verwendung eines astrologischen Signets durch den ersten römischen Kaiser. Sie geht von den archäologischen, numismatischen und literarischen Zeugnissen aus und bietet auch einen Katalog der Befunde im Anhang, der offenbar autoritative Vollständigkeit beansprucht. Dazu werden ältere und neuere Erklärungsmodelle für den recht umstrittenen Sinn dieses Zeichens analysiert. Das Ergebnis der breitangelegten Untersuchung ist dann allerdings enttäuschend: es befriedigt keine Erklärung, daher muss unklar bleiben, warum sich Augustus des Steinbocks zur Selbstdarstellung bediente (220). Weitgehend verbleibt die Arbeit im ortlos Deskriptiven, es fehlt ein eigenes Urteil – ein Mangel, der durch den scheinneutral überlegenen Anspruch, auch das Unbegriffene kritisieren zu können, kompensiert wird. Dabei ist schon die Methode ärgerlich, aus der Zufälligkeit der archäologischen Befunde apodiktische Schlüsse auf die lokale Bedeutung und zeitliche Zuordnung eines Motivs zu ziehen. So soll der Capricorn in der Bauplastik kaum Resonanz gefunden haben (214), aber einer der wenigen Funde (vom Augustustempel im pisidischen Antiochia: Mitchell/Waelkens: *Pisidian Antioch*, 1998, 163) ist der Autorin noch nicht einmal bekannt geworden. Wer eine Verwendung des Skorpionzeichens durch Tiberius für nirgends belegt erklärt (16), sollte die These Durrys (*Les cohortes prétoriennes*, 1938, ND 1968) kennen, wonach der Skorpion seit Tiberius Zeichen der Prätorianer gewesen sei. Die Arbeit verliert sich in weit-schweifigen Dar- und Widerlegungen überholter Hypothesen (von denen es eine Menge gibt) und rennt damit oft offene Türen ein. Unangenehm wirkt der Anspruch auf überlegenes astronomisch-mathematisches Wissen, wobei kein Uneingeweihter bei dem elitären Gehabe der Autorin auch nur die Chance hat, nachzuvollziehen, was ein Horoskop, ein Aszendent, eine siderische Länge etc. ist. Aber es ist damit auch nicht weit her: Systematisch wird der sogenannte «System B»-Tierkreis als «siderisch» bezeichnet (etwa 159ff.), was schlicht ein Irrtum ist (in dieser Konvention wird der «tropische» Frühlingspunkt eben auf 8 Grad Widder gesetzt, das hat mit der Präzession nichts zu tun). Wenn (176) ein Augustushoroskop (nach Nicklin) sorgfältig abgebildet und besprochen wird, in dem bei Sonnenstand Jungfrau die Venus im Wassermann steht (statt Skorpion), entgeht T., dass Venus nie mehr als zwei Zeichen von der Sonne entfernt ist: wer über nur elementares Wissen über Astronomie (oder Astrologie) verfügt, kann das gar nicht übersehen. Der Verdacht liegt nahe, dass die Autorin nicht wirklich weiss, wovon sie redet. Es ist auch ärgerlich, dass etwa die Hypothese vom «Glückspunkt» des Augustushoroskops im Capricorn mit der simplen Bemerkung vom Tisch gefegt wird, dieser sei in einem Horoskop von 81 n. Chr. erstmals belegt (187, ohne Nachweis), wo doch schon Manilius ausführlich von ihm handelt und im Standardwerk von Neugebauer und van Hoesen nachzulesen ist, dass Balbillus (vielleicht aus dem Material des Thrasyllus) ein Horoskop aus dem Jahr 43 v. Chr. behandelt hat, in dem der Glückspunkt eine zentrale Rolle spielt! T. weiss alles besser, ist aber nicht auf der Höhe der Literatur zu ihrem Thema, dessen historische Dimension sie nirgends erreicht. Ältere Ergebnisse werden ohne Verständnis und Unterscheidungsvermögen abgehandelt, an wirklich Neuem hat der Rez. gelernt, dass in der Renaissance viel Aufhebens um einen angeblichen Steinbockaszendenten des Augustus gemacht wurde, weil zwei Habsburgerkaiser mit diesem Aszendenten geboren waren (151). Das ist immerhin etwas.

Alfred Schmid

Agnès Rouveret/Sandrine Dubel/Valérie Naas (éds): Couleurs et matières dans l'Antiquité. Textes, techniques et pratiques. Études de littérature ancienne 17. Éditions Rue d'Ulm/Presses de l'École normale supérieure, Paris 2006.

L'ouvrage, organisé en trois parties bien agencées et complémentaires (*I. Les couleurs de la peinture; II. Le jeu des couleurs sur les matières; III. Réflexions sur le sens des couleurs chez les auteurs latins*), fait efficacement le point sur les usages de la couleur dans l'Antiquité, que ce soit en peinture, en sculpture ou en littérature. Constitué de douze études très fouillées émanant autant de professeurs

que de jeunes chercheurs en histoire ancienne, histoire de l'art, archéologie, grec, latin et littérature française, le volume propose une approche très diversifiée et néanmoins unitaire des phénomènes de la couleur dans l'Antiquité. Cette variété des points de vue traduit la volonté des auteurs de confronter, par une lecture croisée, les sources archéologiques et les sources écrites – philosophiques, techniques, rhétoriques, descriptives et littéraires – et de réévaluer ces dernières à la lumière des nouvelles données scientifiques. Pris sous cet angle, les textes nous renseignent autant sur les techniques et l'intérêt des Anciens, théoriciens et artistes, pour ces problèmes de description et de représentation, que sur l'imaginaire des couleurs. Chargées de valeurs symboliques et sociales et d'associations métaphoriques, les couleurs pénètrent ainsi et connotent les domaines de la rhétorique, du paysage voire de la morale.

Articulé autour de deux périodes privilégiées – l'époque classique et le début de l'ère hellénistique d'une part, la fin de la République et le Haut-Empire d'autre part –, le volume permet un aperçu de l'évolution du modèle et du code de la couleur. Soulignant constamment combien la perception et l'interprétation des couleurs sont conditionnées par des connotations symboliques variables selon les époques – «La tradition des couleurs est fort chatouilleuse» (pour citer l'humaniste Blaise de Vigenère, dont la traduction des *Imagines* de Philostrate est au centre de la contribution du Prof. Crescenzo) –, l'ouvrage fait la part entre réalité et fictions et ouvre des pistes nouvelles sur le rôle de la couleur dans la reconstitution imaginaire des œuvres artistiques, architecturales et décoratives antiques. Complété de dix planches en couleurs, de résumés substantiels des contributions et d'un double index (des passages cités; des noms propres et notions), ce volume au final se présente comme un tableau polychrome, rendant compte de la complexité de l'expérience de la couleur et des difficultés inhérentes aux recherches sur la sphère du sensible.

Laure Chappuis Sandoz

Adriaan Lanni: Law and justice in the courts of classical Athens. Cambridge University Press, Cambridge 2006. 224 S.

Lanni leistet einen bedeutenden Beitrag zum Verständnis des attischen Gerichtswesens. Mit ihrem juristischen Hintergrund konzeptualisiert sie Aspekte jenes Systems, erliegt dabei aber nicht der Versuchung, Antikes in ein Korsett moderner Denkweisen zu zwingen. Im Zentrum steht die Frage, welche Rolle scheinbar irrelevante Argumente in Gerichtsreden hatten. L. beseitigt das Problem, indem sie den Athenern einen Gerechtigkeitsbegriff attestiert, der sich vom modernen unterscheidet: Die Richter betrachteten rechtliche Fragen nicht isoliert von den Umständen und dem Sozialverhalten der Beteiligten. Sie hatten also gegenüber dem Gesetz einen breiten Spielraum für ein gerechtes Urteil. Die dadurch entstehenden Nachteile, Uneinheitlichkeit der Rechtsprechung und Unvorhersagbarkeit des Urteils, nahmen die Athener zugunsten der aufgrund ihres demokratischen Charakters gewollten Einzelfallentscheidung in Kauf. Bei Mord- und Seehandelsprozessen zeigt L. dagegen Unterschiede auf: Hier wurde strikt auf das Gesetz bzw. den Vertrag geachtet, da politische Vorteile die Nachteile, z.B. für den Handel, nicht aufwogen.

L. fördert unser Verständnis des attischen Rechts. Sie zeigt, dass die Argumentation von der Prozessart abhing, und scheut sich nicht, Nachteile im System anzuerkennen. Von der «Herrschaft der Gesetze» ist keine Rede mehr, auch eine Entwicklung dahin gab es nicht. Allerdings bleiben Fragen, z.B. ob sich die Besonderheiten der Mordprozesse nicht doch (zumindest als historisches Residuum) durch die Angst vor *miasma* erklären liessen. Weiterhin ist unklar, wo die Gerechtigkeit im weiteren Sinne, wie sie L. in der Heliaia am Werk sieht, endet und wo reines Wohlwollen und Willkür in der Urteilsfindung anfangen. Vielleicht hätte L. die Desillusionierung in diesem Punkt noch weiter treiben können.

Gunther Martin

Richard Seaford: Dionysos. Gods and Heroes of the Ancient World. Routledge, London/New York 2006. XIII, 158 S., 7 Abb.

Obwohl dieser Band Teil einer sich nicht (primär) an ein Fachpublikum wendenden Reihe ist, wird mit der Wahl seines Verfassers klar, dass es sich dabei nicht nur um eine Einführung handelt, sondern dass durchaus mit neuen und brisanten Ideen gerechnet werden darf: Richard Seafords Impulse bewegen die Forschung über Dionysos und dessen facettenreichen Kult seit rund dreissig Jahren. Der

Band beginnt mit der vom Reihenkonzepth vorgegebenen Frage nach der Relevanz der behandelten Gottheit für die Gegenwart (3–6), einer Frage, die S. in nicht ideologiefreier Weise beantwortet und in diversen anderen Kapiteln wieder aufgreift: Dionysos ist eine gegen den “consumer capitalism” (26) und die mit ihm einhergehende Isolation des Individuums gerichtete Macht. Die in ihrem Ausmass vorbildlose “monetisation” der griechischen Poleis im 6. Jh. v. Chr. führte zu grundlegenden Veränderungen der Gesellschaftsstruktur, zur Entfremdung der Menschen voneinander und von der Natur – dass eine Gottheit, die Grenzen, auch jene der individuellen Identität, transzendiert, in dieser Zeit wichtig wird, ist für S. ebenso nachvollziehbar wie die Tatsache, dass Dionysos in unserer von denselben Problemen und ihrer Übersteigerung betroffenen westlichen Gegenwart ein grosses Interesse zukommt (vgl. “Dionysos and Money, Then and Now”, Kap. 11, 146–151).

Es folgt ein knapp gehaltener Überblick über die grundlegenden Konzeptionen von Dionysos – vor allem jene, die seit Friedrich Nietzsches *Geburt der Tragödie* von 1872 vorgebracht worden sind (6–11). Mit dem Vorwurf der mangelnden Immunität gegen die “intellectual fashion” der 1980er Jahre mit ihrem Interesse an jedweder semantischen Instabilität distanziert sich S. so radikal von den Arbeiten etwa M. Detiennes, J. Vernants oder Ch. Segals, dass er bei den beiden letzteren keine Werktitel nennt und sie, wiewohl er sie zitiert, auch nicht in der Bibliographie verzeichnet (freilich aber im Index). Den Vorwurf der “over-abstractness” (11) adressiert S. ganz allgemein an sämtliche metaphysischen Konzeptionen von Dionysos seit Nietzsche. Ziel dieses Buches ist es, einen pragmatischen Zugang zu Dionysos und den in der griechisch-römischen Welt aufgetretenen Arten, an ihn zu glauben und ihm zu huldigen, zu gewähren. Allerdings wartet auch S. mit einer “overall conception of Dionysos”, nämlich der “Dionysiac dissolution of boundaries of individual identity” (11) auf, welche die relevanten Key Themes grösstenteils als Teile eines kohärenten Systems ausweist, das naturgemäss nicht ohne die Eigenschaft der Abstraktheit auskommen kann. Die Macht des Dionysos, individuelle Identität zu transformieren, sieht S. im Mysterienkult begründet, entsprechend ist diesem das längste Key-Theme-Kapitel gewidmet (49–75). Die weiteren Key Themes sind Natur (15–25), “Communitary” (26–38; Definition: 26), Epiphanie (39–48), Tod (76–86), Theater (87–104), Psychologie und Philosophie (105–119) und Christentum (120–130). Der Schlussteil “Dionysos Afterwards” beinhaltet ein Kapitel zur Dionysos-Rezeption v.a. der italienischen Renaissance und des 19. Jh. in Deutschland (133–145) sowie besagtes Kapitel zu Dionysos und Geld. Eine sehr kurze, aber konzis annotierte “Further Reading Section” (152–154), eine allzu knappe Liste zitierter Werke (155) sowie ein Index (156–158) beschliessen den Band. Problematisch vielleicht für denjenigen, der sich hier grundsätzlich informieren möchte, ist just der Umstand, der es so interessant macht, über Dionysos nachzudenken: “No book on Dionysos can be definitive” (6). Rebecca Lämmle

Véronique Dasen/Marcel Piérart (éds): **Ἰδίᾳ καὶ δημοσίᾳ. Les cadres «privés» et «publics» de la religion grecque antique.** Centre international de la religion grecque antique. *Kernos* Supplément 15. Kernos, Liège 2005. 316 p.

Cet ouvrage, issu du IX^e colloque du CIERGA à Fribourg en 2003, approfondit la réflexion commencée au Centre Louis Gernet en 1995 et remet en cause la valeur opératoire des concepts du «privé» et du «public» dans les pratiques rituelles de piété en Grèce. La vingtaine de contributions est précédée par une intéressante introduction (V. Dasen/M. Piérart) qui donne de nouvelles perspectives à la recherche interdisciplinaire. Les actes de dévotion dans l'espace domestique relèvent du privé (G. Donnay) mais aussi du public quand ils se retrouvent dans les cercles de sociabilité constituant la cité (P. Brulé). Dans les sanctuaires archaïques, le dépôt des *naturalia* est le fruit de l'initiative personnelle (I. Tassignon) et les usages votifs de l'écriture aboutissent à la «maîtrise du temps par la maîtrise du signe» (F. de Polignac). La femme «citoyenne» se révèle à travers ses fonctions culturelles (S. Georgoudi) et son rôle de prêtresse *démotèlès*, instance publique, ce qui témoigne de l'imbrication des autorités politiques et religieuses (V. Pirenne-Delforge), tout comme les gestes religieux des hommes politiques rapportés à la dimension publique pour construire leur image à partir du V^e siècle (P. Schmitt-Pantel/L. Bruit-Zaidman). Un équilibre entre privé et public caractérise le fonctionnement des Mystères d'Eleusis (L.-M. L'Homme-Wéry), de même que celui du Sarapieion de Thessalonique (E. Voutiras). Les confréries religieuses volontaires deviennent des personnes

morales à l'époque hellénistique (Y. Ustinova) et participent au bon fonctionnement de la société en complétant et renforçant les cultes civiques (V. Suys/A. Jacottet). Les rites et le financement du culte royal sont accomplis par des particuliers (S. Anéziri), la dédicace au roi se formule selon son statut divin (P. Iossif) et le philosophe épicurien a bien droit à des honneurs publics (R. Koch-Piettre). Dans le domaine funéraire, seul le statut social du défunt adulte d'Argos, à l'époque géométrique, est caractérisé par les offrandes (I. Ratinaud-Lachkar), la législation vise à contrôler la dimension publique du transfert du mort pendant l'*ekphora* (A. Kavoulaki) et, dans la tragédie, le deuil privé, auquel s'associe le deuil populaire, s'oppose au deuil officiel, non légitime (A. Moreau).

Irini-Despina Papaikonomou

Helen King (ed.): **Health in Antiquity**. Routledge, London 2005. XXII, 292 p.

Cet ouvrage rassemble quatorze contributions sous un titre qui embrasse une réalité plus large qui va de l'Antiquité jusqu'au XX^e siècle. Cette association semble parfois artificielle et accentue une impression de disparate. *Health in Antiquity* s'inscrit dans l'orientation actuelle de l'histoire de la médecine qui ne s'intéresse plus exclusivement à la maladie et aux thérapeutiques, mais cherche à mieux saisir les mécanismes à l'origine du basculement de la santé vers la maladie, et à détailler sa perception différente selon qu'elle émane du patient ou du médecin et en fonction des valeurs sociales en vigueur. Une partie des articles sont dévolus, à partir de données archéologiques, archéobotaniques, paléopathologiques ou anthropologiques, à des reconstructions des conditions garantissant la santé ou conduisant à la maladie, tandis que d'autres articles exposent, sur la base de sources littéraires, épigraphiques ou papyrologiques, diverses manières de comprendre la santé, d'en faire l'expérience, de la percevoir, de se la représenter et de la gérer: p. xiii–xviii: Contributors; p. 1–11: Helen King, *Introduction: What is health?*; p. 12–31: Robert Arnott, *Disease and the prehistory of the Aegean*; p. 32–58: Charlotte Roberts, Chryssi Bourbou, Anna Lagia, Sevi Triantaphyllou and Anastasia Tsiliki, *Health and disease in Greece: past, present and future*; p. 59–82: Sherry C. Fox, *Health in Hellenistic and Roman times: the case studies of Paphos, Cyprus and Corinth, Greece*; p. 83–96: Ray Laurence, *Health and the life course at Herculaneum and Pompei*; p. 97–119: Ralph Jackson, *Holding on the health? Bone surgery and instrumentation in the Roman Empire*; p. 120–135: Emma Stafford, *Without you no one is happy: the cult of health in ancient Greece*; p. 136–149: John Wilkins, *Hygieia at dinner and at the symposium*; p. 150–161: Helen King, *Women's health and recovery in the Hippocratic corpus*; p. 162–179: Karelisa Hartigan, *Drama and healing: ancient and modern*; p. 180–191: Nicholas Vlahogiannis, *Curing disability*; p. 192–204: Neville Morley, *The salubriousness of the Roman city*; p. 205–215: Peter Barefoot, *Buildings for health: then and now*; p. 216–229: Gillian Clark, *The health of the spiritual athlete*; p. 230–242: Dominic Montserrat, *Carrying on the work of the earlier firm: doctors, medicine and Christianity in the "Thaumata" of Sophronius of Jerusalem*. Une riche bibliographie (p. 243–283) ainsi qu'un index (p. 284–292), qui fait malheureusement l'impasse sur les passages cités, viennent clore un volume de belle facture dont l'existence doit beaucoup à Helen King qui signe une introduction dense qui suscite d'emblée l'intérêt. Les pages qu'elle consacre à la santé des femmes dans le *Corpus hippocratique* et sa mise en perspective témoignent d'une réflexion féconde et passionnée. Quant à Ralph Jackson, son étude sur la chirurgie orthopédique et ses instruments donne une belle leçon d'interdisciplinarité.

Brigitte Maire

Giuseppe Germano: Il De aspiratione di Giovanni Pontano e la cultura del suo tempo. Con un'Antologia di brani scelti dal *De aspiratione* in edizione critica corredata di introduzione, traduzione e commento. Nova Itinera Humanitatis Latinae 3. Loffredo, Napoli 2005. 439 p.

Dans cet ouvrage sur le *De aspiratione* (1481) de Giovanni Pontano, G. a rassemblé plusieurs publications antérieures, que viennent enrichir les résultats de nouvelles recherches et une anthologie de textes. Le *De aspiratione*, traité de grammaire sur l'usage correct de l'aspiration en latin, révèle, avec ses nombreuses digressions et citations, la vaste culture de son auteur ainsi que son désir de compter dans le renouveau humaniste. La première partie du présent ouvrage est consacrée aux destinataires du traité (d'abord les jeunes gens étudiant le latin à l'école, mais aussi la communauté humaniste) et à la chronologie de sa composition. La deuxième partie traite des polémiques érudites engagées

par Pontano contre Apulée le grammairien (X^e–XI^e siècles), auteur d'un *De nota aspirationis*, et contre Leonardo Bruni (Pontano défend p.ex. l'orthographe *mihi* contre le *michi* défendu par son aîné). Dans la troisième partie G. G. met en évidence la maîtrise des sources grecques et latines du Napolitain. Le *De aspiratione* fournit en outre de nombreux témoignages d'usages linguistiques contemporains révélant l'intérêt de Pontano pour l'histoire du latin et pour une science du langage moderne; cet intérêt se manifeste aussi dans les témoignages épigraphiques présentés par l'humaniste (G. en énumère une cinquantaine). La quatrième partie est une anthologie d'une quinzaine d'extraits du *De aspiratione*, dont la longueur varie de quelques lignes à une dizaine de pages; une première section est consacrée à l'édition des textes latins – accompagnés d'un double apparat critique positif et d'un apparat des sources et des parallèles –, la deuxième section étant consacrée à la traduction et au commentaire. Pour faciliter la lecture G. aurait peut-être pu placer la traduction en regard du texte latin, mais où aurait-il alors placé le flot de parallèles textuels et de commentaires? Le livre est couronné d'index fort utiles (index des sources et des parallèles; linguistique et rhétorique; des auteurs antiques cités; des noms; des manuscrits). Les amoureux des textes auraient sans doute apprécié une étude plus synthétique peut-être mais accompagnée d'une édition critique complète du *De aspiratione* – laquelle est en chantier depuis vingt ans. G. a en tout cas le grand mérite d'avoir mis en évidence, avec infiniment d'érudition, l'intérêt et la richesse du traité du poète napolitain.

David Amherdt

René Hoven: Lexique de la prose latine de la Renaissance – Dictionary of Renaissance Latin from prose sources. Deuxième édition revue et considérablement augmentée. Avec la collaboration de Laurent Grailet, traduction anglaise par Coen Maas, revue par Karin Renard-Jardoul. Brill, Leiden/Boston 2006. LX, 684 p.

Les humanistes prônent un retour à l'Antiquité. Mais leur lexique ne se limite pas au lexique du latin classique et «tardif», tant s'en faut: ils ont eux-mêmes forgé de nombreux termes et sont loin de s'être totalement débarrassés des créations médiévales. Lors de la publication de la première édition de ce dictionnaire, en 1994, la critique avait souligné sa grande utilité tout en regrettant l'absence d'auteurs importants et l'attribution à la langue de la Renaissance d'un bon nombre de termes déjà attestés au Moyen Âge. Pour cette deuxième édition revue et considérablement augmentée H. a tenu compte des critiques et a ajouté une traduction anglaise à la traduction française des termes latins. Le lexique, qui se limite à la prose, est conçu comme un supplément aux dictionnaires de latin de l'Antiquité, plus précisément au *Gaffiot* (réédition 2000), dictionnaire de base dont s'est servi H. Il recense des termes ignorés de l'Antiquité ainsi que des termes connus de l'Antiquité mais pourvus d'une signification nouvelle. Le nombre d'auteurs dépouillés est passé de 150 à 230 (Pontano, Bembo et Buchanan, par exemple, font leur apparition). Les 11 000 notices rassemblent plus de 11 600 acceptions. Chaque sens est accompagné d'une à trois références, parfois avec une citation. Les termes mentionnés par le *Gaffiot* mais employés dans une acception différente sont précédés du signe +. Les signes ***, ** et * indiquent que tel mot a été employé pour la première fois dans tel sens donné en latin classique, tardif ou médiéval respectivement – ne sont évidemment accompagnés de ces signes que les termes qui ne sont pas mentionnés par le *Gaffiot* dans le sens en question. Environ 8000 acceptions sont dépourvues de signes et «doivent» donc «être considérées, jusqu'à plus ample informé, comme de véritables néologismes néo-latins» (xii). Le lexique est complété par trois séries de listes récapitulatives: mots d'origine non latine, diminutifs, mots classés d'après certains suffixes ou terminaisons. En fin de volume R. H. réédite un article paru en 1998 sur le vocabulaire néo-latin de Thomas More, pour illustrer le parti que l'on peut tirer des recherches lexicales sur le néo-latin; article fort intéressant, dont on s'explique toutefois mal la présence dans un lexique. Bref: un ouvrage remarquable qui rendra d'éminents services aux lecteurs de la prose néo-latine de la Renaissance.

David Amherdt

Hildegard Cancik-Lindemaier: Von Atheismus bis Zensur. Römische Lektüren in kulturwissenschaftlicher Absicht. Hrsg. von *Henriette Harich-Schwarzbauer* und *Barbara von Reibnitz*. Königshausen & Neumann, Würzburg 2006. VI, 382 S.

Hildegard Cancik-Lindemaier ist eine jener (seltenen und fast nur deutschen) Wissenschaftlerinnen, die ohne akademisches Amt ein beachtliches wissenschaftliches Œuvre produzieren. Der vorliegende Band mit seinen insgesamt 22 Arbeiten (3 davon zum ersten Mal veröffentlicht) steckt die Breite dieses Œuvre ab, und die beigegebene Gesamtbibliographie dokumentiert und erweitert diese noch; was eine ganze Reihe von Beiträgen verbindet, ist ein Interesse an einer Sicht, welche antike Frauen stärker einbezieht, als es die traditionelle Forschung gewöhnlich tut, freilich ohne jeden modischen (oder gar aufgeregten) Jargon von Feminismus und Genderstudies, sowie ein Blick auf die Antike, der sich des modernen Standpunkts immer bewusst ist. Die Beiträge betreffen die antike Gesellschaft (Liebe, Ehe, Frau), die römische Philosophie und Historiographie (Seneca und Tacitus; über Seneca hatte Frau Cancik promoviert), das Nachleben der Antike (u.a. mit dem kundigen und klugen Aufsatz zu einer Zeichnung von Audrey Beardsley, die auch das Umschlagbild geliefert hat), vor allem aber antike, besonders römische Religion: die *Virgines Vestae* (drei Beiträge, die alle mehr Beachtung verdienen, als sie gefunden haben, und die das etwas oberflächliche Buch von Robin L. Wildfang, *Rome's Vestal Virgins* 2006 ergänzen können), Hercules (mit der schönen Studie eines Weih- oder Grabreliefs in Neapel, dediziert von einer unbekanntenen Cassia Priscilla, das neben dem autobiographisch zu lesenden Hauptbild von Hercules und Omphale die Taten des Hercules abbildet) und schliesslich vier Aufsätze zu weiter gehenden Fragestellungen antiker Religion, drei davon bisher unveröffentlichte Vorträge – zum antiken Atheismus und zu seinem Verhältnis zum neuzeitlichen Phänomen, zu Lukians *Alexander* im Lichte der Fanatismus- und Toleranzdiskussion, zur Spiegelung römischer Religion in einigen Illustrationen des *Vergilius Vaticanus*.

Die beiden Herausgeberinnen haben dem Buch ein Vorwort vorangestellt, das ganz knapp das Werk von Hildegard Cancik-Lindemaier würdigt. Dafür und für den schön und sorgfältig gemachten Band, der Frau Cancik-Lindemaiers Arbeiten einer verdienten weiteren Aufmerksamkeit zugänglich macht, ist ihnen der Dank sicher. Fritz Graf

Thomas Gelzer: Schöpferische Traditionen. Ausgewählte Schriften zur Klassischen Philologie (1956–2005). Herausgegeben von *Urs Breitenstein*, *Christoph Eucken* und *Christoph Schäublin* unter Mitwirkung von *Thomas Schmid*. Schwabe Verlag, Basel 2006. 553 S.

Zum achtzigsten Geburtstag Thomas Gelzers haben Urs Breitenstein, Christoph Eucken und Christoph Schäublin eine Auswahl von 18 seiner Arbeiten (zwei englisch) neu publiziert. Ihre Entscheidung, diese Beiträge nach sechs Themenkreisen, «Pindar», «Aristophanes», «Hellenismus», «Klassizismus», «Neuplatonismus», «Antikenrezeption in der Goethezeit und bei Bachofen», anzuordnen, hat zu einem runden, schön gegliederten Buch geführt, welches die Forschungen des temperamentvollen Gelehrten aus fünf Jahrzehnten (frühester und spätester Aufsatz 1956 und 2005) exemplarisch dokumentiert. Es illustriert beeindruckend die für diesen Forscher typische Verbindung unerschrockener Pionier- und Kärnerarbeit, umfassender Aufarbeitung und übersichtlicher Darstellung des Problems oder Themas, gescheiter methodischer Umsicht (vgl. 159: “finding the right questions to ask”), exegetischer Durchdringung und ansteckender wissenschaftlicher Neugier. Die in meinen Augen bedeutendsten Beiträge sind neben einer grossen Studie zum Phantastischen und Dionysischen in der Aristophanischen Komödie die zur Pindarrezeption, zu den Epigrammen des Proklos und über Klassizismus, Attizismus und Asianismus. Der Vortrag auf der Wolfenbütteler Konferenz «Geschichte des Textverständnisses am Beispiel von Pindar und Horaz» (1978) erschliesst Neuland, indem er vorklassische deutsche Pindarübersetzungen als ein Übergangsphänomen charakterisiert, welches noch die Prägung durch die gelehrte humanistische Pindartradition und die barocke Pindarimitation aufweise. Die Interpretation der Proklosepigramme (1966) wendet mit reicher Dokumentation die neuplatonische Allegorese erhellend auf diese kurzen neuplatonischen Texte an. Der Beitrag zu den *Entretiens sur l'antiquité classique* über «Le classicisme à Rome aux I^{ers} siècles avant et après J.-C.» (1979; reproduziert mit der weiterführenden Diskussion) verbindet Begriffsklärung, Forschungsüberblick und Deutungen zum antiken Klassizismus, Attizismus und Asianismus unter Hervorhebung der Bedeutung des Bildungsprogramms des Isokrates.

Ein Aufsatz über Pindar und Bakchylides etabliert innerhalb der Epinikien die am Wettkampfort aufgeführten Lieder als eine einheitliche Gruppe und einen spezifischen Typ. Statt des etwas vagen Titels «Transformations» über einem Beitrag unter der Rubrik «Hellenismus» hätte eine Überschrift gewählt werden sollen, die das Thema, die Krisen in der griechischen Literaturgeschichte, die den Beginn und das Ende der hellenistischen Poesie konstituieren, deutlicher hätte hervortreten lassen. Von Gelzers insgesamt acht Studien (im Schriftenverzeichnis fehlt die 475, Anm. 15 genannte Arbeit) zu Goethes *Faust II*, nämlich zur Klassischen Walpurgisnacht (Akt II) und zur Helena (Akt III), sind zwei Arbeiten zum Funktionswandel des Helena-Aktes 1826 gegenüber 1800 reproduziert. Der vergnüglichsste Aufsatz handelt vom Spiel des Aristophanes in den *Vögeln* mit der Erwartung des Publikums. Von dem Nachfolger seines Lehrers Meuli als Bachofen-Herausgeber enthält der Band einen Beitrag über den Basler Gelehrten mit Berner Bezug zu dessen als programmatisch verstandener Abhandlung über die Bärin von Muri. Das Buch schliesst mit der klärenden und weiterführenden Untersuchung der Redaktion des Corpus der *Homerischen Hymnen* und deren Textgeschichte, insbes. der verschlungenen Wege des Codex Mosquensis, dem der *Demeterhymnus* verdankt wird.

Die Herausgeber haben der Sammlung den Titel *Schöpferische Traditionen* gegeben: Die rezeptionsgeschichtlichen Studien dienen explizit dem Nachweis solcher anregender Wirkung antiker Literatur und ihrer Befreiung schöpferischer Kräfte. Dazu ist insbesondere «Die Rezeption der antiken Literatur» und das Insistieren auf μίμησις/imitatio als «Theorie der Neuschöpfung» (273–275, 297, 300) zu vergleichen. Aber auch in den Arbeiten, die ausschliesslich antiken Texten gelten, wird die Überzeugung Gelzers von der Produktivität der Antike spürbar. Ernst A. Schmidt

Hugh Lloyd-Jones: The Further Academic Papers of Sir Hugh Lloyd-Jones. Oxford University Press, Oxford 2005. VIII, 455 S.

Ein Jahr nach seiner Emeritierung als Regius Professor of Greek an der University of Oxford erschienen zwei Bände von Lloyd-Jones' «Kleinen Schriften», die das gesamte Feld der breitgefächerten Interessen des Gelehrten in kompakter Form zugänglich machten (*Greek Epic, Lyric, and Tragedy*, Oxford 1990; *Greek Comedy, Hellenistic Literature, Greek Religion, and Miscellanea*, Oxford 1990). Nach nunmehr fünfzehn Jahren folgt jetzt ein weiterer Band, der mit ganz wenigen Ausnahmen neue, zwischen 1991 und 2003 entstandene Beiträge zu allen (!) Bereichen seiner beiden Vorgänger enthält. Es würde zu weit führen, jeden Beitrag einzeln zu würdigen; einige wenige Beobachtungen sollen hier genügen. Dass Sophokles einen wichtigen Platz in dieser neuen Sammlung von L.-J.' Aufsätzen und Rezensionen einnehmen würde, war aufgrund seiner intensiven Beschäftigung mit diesem Dichter für die OCT-Ausgabe (in Zusammenarbeit mit N. G. Wilson) zu erwarten gewesen (102–140). Einen besonderen Leckerbissen stellt jedoch L.-J.' Rezension von drei Büchern dar, die sich um die «Oral Poetry» und die Frage der Schriftlichkeit bei Homer bemühen (Nr. 1). Wirken und Auswirkungen von Milman Parry auf Generationen von Forschern im Sinn einer «History of Classical Scholarship» lässt hier L.-J. Revue passieren, bevor er schliesslich – nach der lakonischen Bemerkung «This being so» (11) auf die zu rezensierenden Bücher eingeht. Man saugt das Wissen, das einem in L.-J.' Schriften einmal mehr auf spannende Weise entgegentritt, mit Begierde ein.

Orlando Poltera

Antje Kolde/Alessandra Lukinovich/André-Louis Rey (éds): κορυφαίω άνδρϊ. Mélanges offerts à André Hurst. Recherches et rencontres 22. Droz, Genève 2005. 765 p.

Cet ouvrage réunit soixante-quatre études offertes à André Hurst, professeur de grec de 1983 à 2003 et ancien recteur de l'Université de Genève. Les contributions sont réparties dans cinq chapitres de longueur inégale: La poésie et ses échos (28 articles); Religions (8 articles); Les idées, les mots et leur histoire (15 articles); Autres histoires et *realia* (11 articles); Renaissance (2 articles). Le grand nombre des contributions contraint à une inévitable *brevitas*, comme à des choix pointus dans les sujets traités et un développement adapté de l'argumentation. Les *indices* (thématique, noms propres et passages cités) permettent au lecteur de s'orienter sur les diverses pistes explorées. Le recueil n'échappe donc pas aux lois du genre des *Mélanges* et à un inévitable éclatement thématique, mais on peut aussi le voir comme un hommage généreux à la multiplicité des intérêts du récipiendaire, et comme une manifestation moderne de la *poikilia* si chère aux Grecs. Brigitte Maire